

SUSANNE LA CHAPELLE-ROBOL

Schuld :

Roman

Hillger
Berlin
1906



books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

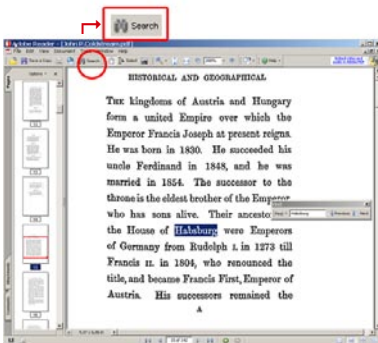
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

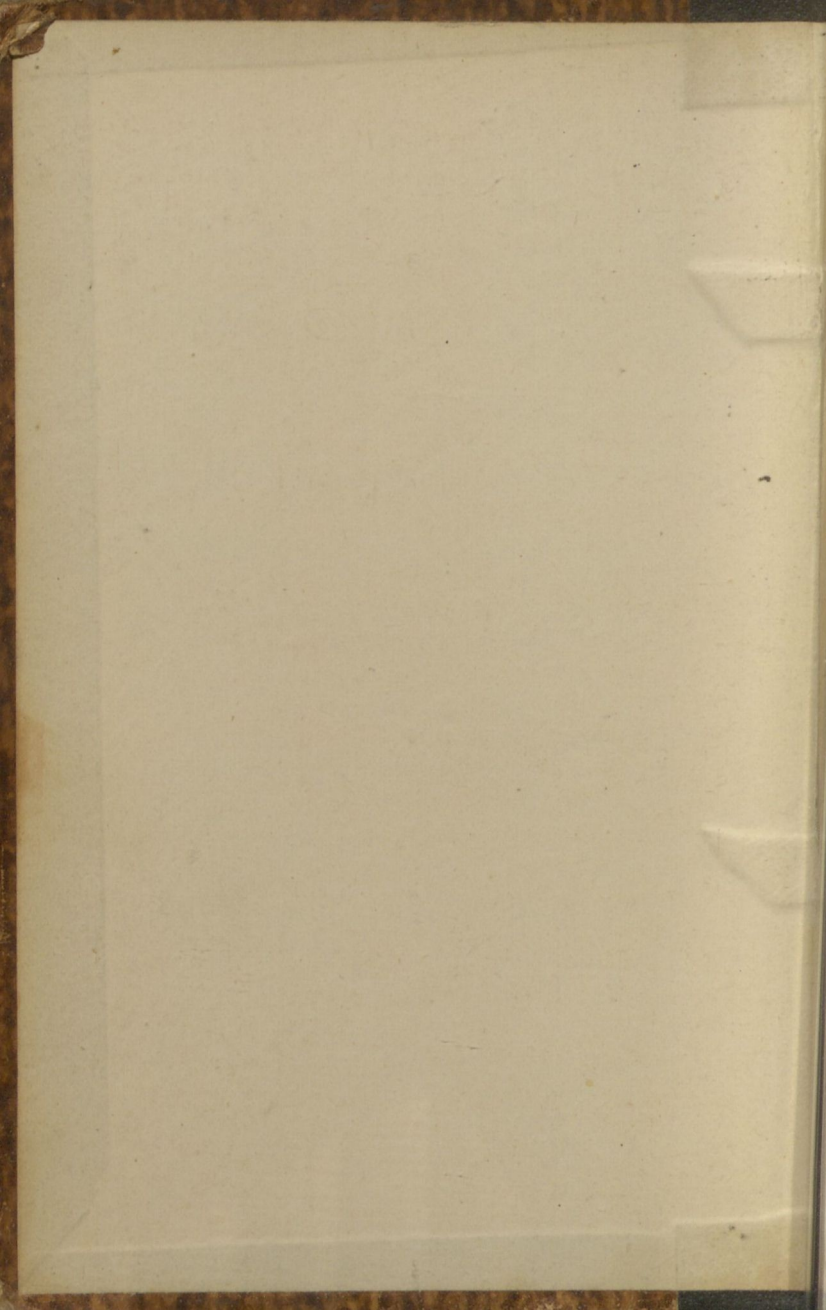
More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitäts-Bibliothek Wien

I

304.236

514



JK
1896

Kürschners Bücherschatz



Roman-
und Novellen-
Sammlung

Jede Woche
erscheint
ein Band

Schuld

Roman von
Susanne La Chapelle Robol

Hermann Hillger Verlag
Berlin * Leipzig

Erstklassige Bezugsquelle für
Die Fl. v. 45 Pf., Sortimentskist. 20 Fl. v. 12 M. an
ab Fbg. **Billige Tischweine. Feine Tafelweine.**
Freiburger Weinkellerei Otto Gmelin, Freiburg i. B.

Badische Weine

Überall, wo Klavier gespielt wird, wo man singt, tanzt
und sich des Lebens freut, ist ein willkommenes Geschenk:

Kürschners Frau Musica

Ein Buch für frohe und ernste Stunden von
Joseph Kürschner.

Illustriert von A. von Schrötter. 530 Klavierstücke,
Lieder, Tänze, Märsche, Choräle usw., ferner ca. 100 Seiten
Text und Illustrationen. Ein Familienbuch im edelsten
Sinne, dabei kostet trotz der hochfeinen Ausstattung jedes
Musikstück nur etwa 2 Pfennig.

Gebunden in zwei Bände 12,50 M.
Elegant in einen Band gebunden 10 M.

Jedes Klavier ist unvollständig

ohne Kürschners „**Frau Musica**“, in der das Schönste
und Beste aus dem reichen Bestande des musikalisch Wert-
vollen und Bekannten so zusammengestellt ist, daß sich
für jedes Vorkommnis des Jahres und Lebens das Rechte
finden läßt. Für Spiel und Gesang, Ernstes und Hei-
teres, jung und alt, für die kirchlichen und häuslichen
Feste, die Geselligkeit und die Kinderstube: für alles ist
Sorge getragen. Zugleich schildert Kürschner den Lauf
des Jahres und des menschlichen Lebens in anmutiger
Form und gibt für Bräuche und gesellige Unterhaltung
dankenswerte Winke.

Berlin W. 9.

Hermann Hillger Verlag.

Größte
Reellität.

Orig.-Größe

Hamburgs à 36 Mk.

Erstklassiges
unerreichtes Fa-
brikat. Zur Einführung geben diese Marke ohne Verdienst ab. 300 Stück in Orig.-Kistchen
8,95 M., 500 Stück 13,95 M., 1000 Stück 26 M. Lieferung frei Haus gegen Nachnahme. Garan-
tumsch. Katalog gratis. Gebr. Weckmann, Cigarrenfabriken, Etgersleben 464, Bez. Magd.

Kürschners Bücherschatz

Eine Sammlung illustrierter Romane und Novellen, begründet 1896
von Joseph Kürschner, herausgegeben von Hermann Hillger

Schuld

Roman

von

Susanne La Chapelle Robol

Autorisierte Übersetzung aus dem
Holländischen von Martha Sommer



Hermann Hillger Verlag

Berlin * Leipzig

== 514 ==



I

304236

In vielen Millionen Bänden

ist Kürschners Bücherschatz jetzt verbreitet. Was diese Bibliothek für die Unterhaltung ist, das sind:

Hillgers illustrierte Volksbücher.

Eine Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen aus allen Wissensgebieten für die Belehrung. Auch diese sind der weitesten Verbreitung wert.

Aus den Tausenden von Anerkennungen heben wir nur die folgende hervor:

Die „Neue Pädagogische Zeitung“ schreibt:

„In Hillgers illustrierten Volksbüchern ist eine Sammlung in sich abgeschlossener Abhandlungen begonnen, welche, wie kaum eine andere, geeignet ist, dem Volke ein genaues Bild unserer gesamten Wissenschaften zu geben.

„Es sind Volksbücher im wahren Sinne des Wortes: dabei stellt jeder einzelne Band ein Kunstwerk in Darstellung und Zusammenfassung, in Auswahl und weiser Beschränkung des Stoffes vor. Ermöglicht wird dieses dadurch, daß die einzelnen Gebiete von Fachmännern bearbeitet werden, welche es verstehen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in volkstümlicher und allgemeinverständlicher Weise wiederzugeben.

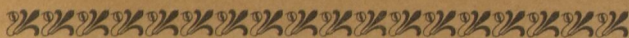
„Die einzelnen Materien sind so ausgewählt, daß sie dem Laien interessant erscheinen, wodurch im Volke selbst der Drang nach Erweiterung des Wissens geweckt und gepflegt wird. Das muß die Aufgabe aller solcher Volksbücher sein, und die ist hier im weitesten Maße als gelöst zu betrachten.

„Die Reihenfolge der Bände schließt sich an kein System an: doch soll bei Vollendung der Sammlung ein möglichst abgeschlossenes Bild aller Wissenschaften erreicht werden. Dazu gehören ja noch viele Jahre: bei dem geringen Preise jedoch, der noch mehr hervortritt, wenn man bedenkt, daß die Volksbücher auch mit guten Illustrationen versehen sind, werden sich viele Abonnenten an der Verbreitung des Werkes beteiligen.

„Wir können die Sammlung nur dringend jedem empfehlen, der für wenig Geld gute Bücher kaufen und ohne große Kosten seinen Wissenskreis auf gediegene Weise erweitern will.“

Jeder Band brosch. 30 Pf., geb. 50 Pf.

Ausführliche Prospekte unentgeltlich. Vorrätig in jeder Buchhandlung.



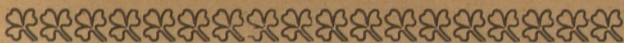
Vorwort

In Frau Susanne La Chapelle-Robol lernt das deutsche Publikum eine sehr fruchtbare, vielgelesene holländische Schriftstellerin kennen. Ihre Romane und Novellen erfreuen sich in Holland allgemeiner Beliebtheit. Namentlich waren es ihre Romane „Schuld“ und „Die Familie de Regt“, die ihr diese angesehene Stellung in der heimischen Literatur verschafft haben.

Ihre scharfe Beobachtungsgabe, ihr gesunder Realismus, ihr Talent, die Leser in Spannung zu halten, ohne zu gewöhnlichen sensationellen Reizmitteln zu greifen, finden wir in allen ihren Arbeiten wieder, und ihre männlich kraftvollen Schilderungen modernen Gesellschaftslebens zeigen soviel Eigenart und scharfe Beobachtung, daß eine Verbreitung ihrer Romane auch außerhalb ihres Heimatlandes vollauf gerechtfertigt erscheint.

Als einen Beweis für die große Wertschätzung, die Frau La Chapelle-Robol in ihrer Heimat erfährt, möchten wir hier die Worte anführen, mit denen ein hervorragender holländischer Kritiker seine sehr ausführliche Biographie der Verfasserin schließt:

„Frau La Chapelle-Robol hat noch lange nicht das Alter erreicht, in dem andre Autoren erst ihre besten Werke beginnen. Sie hat in dem Finden dankbarer Sujets eine Kraft psychologischen Denkens entwickelt, um die viele berühmte Autoren sie beneiden könnten; wer weiß, was die niederländische Literatur noch alles von ihr erwarten darf.“



Schuld

Erstes Kapitel

„So, ihr Mädchen, nun schlaft aber auch endlich ein!“

Hinter der Portiere erklang ein unterdrücktes Richern und dann antwortete eine helle Stimme:

„Ja, Tante, wir wollen auch jetzt wirklich still sein.“

Tante Mimi drehte seufzend die Gaslampe weiter auf, aber das große Zimmer wurde trotzdem nur spärlich erhellt. Es herrschte eine große Unordnung darin, halb gleich es einem Modemagazin, halb einem Laden, in welchem Reiseartikel zum Kauf ausgebreitet liegen.

In der Ecke stand der funkelnagelneue Mädlerkoffer, halb fertig gepackt, und auf dem Fußboden verstreut lagen ein Reiseetui, ein Schwammbeutel, ein Paar Damenstiefel, ein Opernglas, ein Reiseplaid und noch allerhand Gegenstände. Den Tisch bedeckten Handschuhe, ein Reisehut, ein Flacon und eine Ledertasche. Mitten im Zimmer stand eine Figur aus Korbgeflecht, über welche eine Brauttoilette aus schwerem Seidenrips drapiert war. Auf dem Bett an der Wand lag der duftige Brautschleier ausgebreitet, daneben seidene Strümpfe, ein mit Spitzen besetztes Taschentuch und lange weiße Handschuhe. Auf den altmodischen Stühlen lagen elegante seidene Unterrocke und zarte Frisiermäntel.

Der Fußboden war von Papier und Bindfäden und zertretenen Blumen übersät, die Luft des ganzen Raumes von einem unbestimmten Duft von Heliotrop, Poudre-de-riz und Zuchtenleder erfüllt und inmitten dieses Chaos stand eine alte Dame in schwerer schwarzer Seide und blickte verzweifelt um sich, wo sie anfangen sollte mit dem Ordnungschaffen. Sie kniete vor dem Koffer und packte verschiedene Gegenstände hinein, dann

hielt sie wieder inne, um nach dem andern Zimmer hinüberzulaufen. Sie glaubte wieder ein unterdrücktes Lachen zu hören, nein, doch nicht, nebenan blieb alles still, die Mädchen waren nun wohl endlich vernünftig geworden und schliefen ein.

Die große vergoldete Pendule schlug zwölf, da wurde die Tür geöffnet und eine zweite alte Dame trat behutsam ein.

„Wollen wir denn nicht endlich auch schlafen gehen, Mimi?“

Die Angeredete legte den Finger auf den Mund und deutete auf die Portiere.

„Pst! ich schaffe hier nur noch ein wenig Ordnung.“

„Daß uns das doch morgen früh tun, du wirst jetzt ja doch nicht damit fertig.“

„Schlafen die Mädchen?“

„Sprich doch nicht so laut, Klara, ich glaube, sie sind jetzt gerade eingeschlafen.“

Klara gehorchte und fuhr dann in kaum hörbarem Flüsterton fort:

„Was war die Nanny heute abend wieder ausgelassen!“

Mimi nickte.

„Gefällt sie dir?“

Mimi schüttelte den Kopf.

„Aber Dora tut, als könnte sie nicht ohne das Mädchen leben. Was für ein Einfall, heute nacht mit ihr zusammen schlafen zu wollen, natürlich haben sie nichts als dummes Zeug gemacht?“

Mimi schloß den Deckel des Koffers.

„Du mußt bedenken, daß die beiden von Kind auf zusammen gewesen sind, in der Schule, in der Konfirmationsstunde, überall.“

„Dabei ist diese Nanny eigentlich gar kein Umgang für unser Kind.“

„Ach, das wird nun ganz von selbst aufhören. Nanny geht in Stellung und Dora wird nach ihrer Heirat in anderen Kreisen verkehren.“

„Ja, das ist zu hoffen, sie gefällt mir ganz und gar nicht. Ich finde sie auch häßlich, mit dem roten Haar und den komischen Augen.“

„Ja, mein Geschmack ist sie auch nicht,“ flüsterte

Mimi womöglich noch lautloser. „Ist unten alles in Ordnung?“

„Ja.“

„Dann will ich eben noch einmal nachsehen, ob sie jetzt schläft.“

Sie nahm eine Kerze und trat auf die Portiere zu, die sie vorsichtig auseinander schob. Das Licht der Kerze verdrängte für einen Augenblick den Schein des Mondes, der im angrenzenden Zimmer große Fensterkreuze auf den Fußboden malte. Drinnen blieb alles still.

Mimi drehte das Gas aus, winkte ihrer Schwester und verließ mit ihr das Zimmer.

Ein Mädchenkopf hob sich von den Kissen und lauschte.

„Sie sind weg, Dora, nun können wir weiter-schwätzen.“

„Ja, aber ich bin schon ziemlich müde, morgen ist ein anstrengender Tag.“

„Müde bist du?“ fragte die Freundin erstaunt, „und eben warst du doch noch so ausgelassen.“

„Ja, aber nun bin ich müde.“

„Es ist nach zwölf, dein Hochzeitstag ist angebrochen.“

„Gerade deshalb, wir dürfen nicht zu spät aufstehen. Gute Nacht, Nanny.“

Sie richtete sich im Bett empor und küßte die Freundin, dann drückte sie den Kopf in die Kissen, und wenige Augenblicke später verkündeten ihre ruhigen Atemzüge, daß sie eingeschlafen war.

Das Mondlicht beschien die Gegenstände im Zimmer mit kaltem Glanz. Nanny schlug die weiche Daunendecke zurück und betrachtete die Freundin.

Sie schlief! Sie konnte ganz ruhig wie gewöhnlich schlafen in der Nacht vor ihrer Hochzeit. Wie war es möglich? Während all dieser Tage hatte Nanny sich schon über Doras Gelassenheit wundern müssen. Das Glück warf ihr seine herrlichsten Schätze in den Schoß. Ein Mann, der dem Ideal jedes Mädchenherzens entsprach, wollte sie zu seinem Weibe machen, sie wurde mit Geschenken überschüttet, von ihrer Umgebung verwöhnt und gefeiert, und sie nahm das alles mit gleichmäßiger und hin, gewiß, sie war glücklich und dankbar, aber

sie geriet nie außer sich, sie war der Freundin nie um den Hals gefallen, um das Glück, für das es keine Worte mehr gab, auszuweinen.

Das konnte Nanny nicht fassen. Wenn sie sich nur einmal vorstellte, daß all dies Glück ihr zuteil würde! Sie machte eine ungeduldige Bewegung und ein bitterer Ausdruck trat auf ihre Züge. Ihr sollte ein solches Glück zuteil werden können? Ihr, dem mittellosen, verwaisten Mädchen, das seine sogenannte gute Erziehung der Barmherzigkeit ihrer Verwandten verdankte? Sie, der man jetzt wo sie zwanzig Jahre alt war, bedeutete hatte, daß sie künftig selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen habe und der man eine Stellung halb als Haushälterin, halb als Gesellschafterin bei einem alten Ehepaar besorgt hatte.

Sie mußte lachen bei der Vorstellung, und dann betrachtete sie wiederum das regelmäßige, hübsche Gesicht der Braut und murmelte leidenschaftlich und bitter:

„Warum alles für dich und für mich nichts?“

Aber sofort bereute sie die Aufwallung von Neid. Ihre Augen wurden feucht, behutsam, um die Schläferin nicht zu stören, küßte sie das weiche, blonde Haar.

„Bergib mir, du bist so gut, viel besser als ich, und wenn ich nicht so abscheulich egoistisch wäre, würde ich innig froh über dein Glück sein.“

Dora machte eine Bewegung im Schlaf, und Nanny drückte noch einmal sacht ihre Hand, ehe sie sich wieder niederlegte, um nun auch einzuschlafen.



Zweites Kapitel.

Die Augustsonne schien schon ins Zimmer, als Nanny am andern Morgen aufwachte.

Dora schlief noch, aber die Brautjungfer hielt es nicht länger im Bett aus, sie sprang hinaus und lief ans Fenster, sie zog die Gardinen zurück und war einen Augenblick lang wie geblendet von der hereindringenden Lichtflut.

Es war prachtvolles Wetter, Bäume und Pflanzen schimmerten in feuchtem Glanz, und der leichte Nebeldunst, welcher die Ferne verhüllte, verkündete einen herrlichten

Tag. Die Uhr war erst sieben. Nanny zog die weißen Messeltuchvorhänge um Doras Bett dicht zusammen, damit sie nicht durch die Helle im Zimmer vorzeitig geweckt würde, und begann sich mit aller Eile anzukleiden. Himmel! Welche Unordnung im Zimmer! Sie konnte nichts wiederfinden, nun, nachher würde sie aufräumen, jetzt nur schnell in den taufrischen Garten hinunter. Unter dem Bett standen Doras Samtpantöffelchen, ihre eigenen Schuhe konnte sie nicht finden, aber diese paßten ihr ja ebensogut. Dann schüttelte sie ihr Haar aus, dieses schwere, krause Haar, das die Menschen rot zu nennen liebten, sie drehte es aneinander und steckte es mit ein paar Nadeln lose am Hinterkopf fest, nachher würde sie sich ordentlich frisieren. Sie blidte sich suchend im Zimmer um, wo war denn ihr Morgenkleid? Ja, richtig, in ihrer eigenen Schlafkammer. Aber da hing ein Schlafrock von Dora, ein weites loses Gewand aus weichem weißen Wollstoff mit Kragen und Aufschlägen aus blauem Samt. Ohne sich lange zu bedenken, zog Nanny ihn an. Sie warf einen Blick in den hohen Spiegel. Wie weich der Stoff an ihr herabfiel! Ein wohliges Gefühl gut gekleidet zu sein überkam sie; dieses war heute der letzte Tag, morgen war es vorbei mit aller Pracht, heut' noch wollte sie genießen!

Leise verließ sie das Zimmer und ging hinunter. Es herrschte bereits eine rege Geschäftigkeit im Hause. Als sie an der geöföfneten Eßzimmertür vorüberging, sah sie, daß man drinnen bereits die Tische für die Hochzeitstafel aufstellte.

Sie öföfnete die Glastür und trat in den Garten. Es war köstlich draußen, der Tau funkelte in tausend Tropfen auf dem Rasen vor dem Hause; über den Eichen und Buchen lag schon ein bronzefarbener Ton und die Dalien entfalteten bereits ihre Blüten und wetteiferten an Farbenpracht mit den Begonien.

Nanny trat an die hohe eiserne Gartenpforte, auf der mit goldenen Lettern „Doornhof“ stand, und blidte die Allee hinunter, wo die hohen Bäume von beiden Seiten des Fahrweges ihre Kronen ineinander verflochten, so daß kaum ein Sonnenstrahl das dichte Laubdach zu durchdringen vermochte.

Sie streckte die Hand aus, die Pforte quietschte schon

in den Angeln, da fiel ihr plötzlich ein, was Tante Klara und Tante Mimi dazu sagen möchten, wenn sie in diesem Anzug den Garten verließ. So blieb sie denn diesseits der Pforte stehen und drückte ihr Gesicht gegen die kühlen Eisenstäbe.

In der Ferne blickte es zwischen dem Grün auf, jetzt war es schon nahe heran, der schrille Ton einer Fahrradglocke störte den Morgenfrieden, im selben Augenblicke sauste das Rad auch schon an der Pforte vorüber. Sie stieß einen Ausruf der Überraschung aus. Da erst bemerkte der Radfahrer die Gestalt an der Pforte, er stoppte, sprang vom Rad und trat auf sie zu.

Es war Otto Hollmers, Doras Verlobter, in wenigen Stunden ihr Gatte.

„Alles hätte ich erwartet, nur das nicht, Sie so früh im Garten zu treffen, Fräulein van Delten.“

„Sie hatten gehofft, Dora zu treffen?“

„Nein, auch das nicht.“ Er öffnete die Pforte und trat ein, sein Rad vor sich herschiebend. In der Nähe stand eine Bank, auf die er sich niederließ. Sie blieb vor ihm stehen. Sie kannte ihn erst wenig, aber von dem Tage an, als Dora sie mit ihrem Verlobten bekannt gemacht hatte, und er ihr so freimütig die Hand entgegen-gestreckt und erklärt hatte, wie aufrichtig er sich freue, die beste Freundin seiner Braut kennen zu lernen, hatte sie sich zu ihm hingezogen gefühlt, wie zu einem alten Freunde.

„Nein,“ fuhr er fort, „ich habe heute nacht wenig geschlafen und bin früh aufgewacht, man fühlt sich an so einem Tage doch ganz anders als sonst. Vor elf kann ich hier nicht antreten, da hab' ich mich denn auf mein Rad gesetzt, um die Zeit totzuschlagen.“

„Wie schade, daß Dora nicht schon auf ist! Soll ich eben hinauflaufen und nachsehen, ob sie wacht? Wenn ich ihr helfe, kann sie in zehn Minuten unten sein.“

„Ich glaube, die Tanten würden das nicht gern sehen, es ist verabredet worden, daß ich mich erst später am Tage einfinden soll. Ich muß auch gleich wieder fort. Aber wollen Sie sich denn nicht zu mir setzen?“

Sie tat es zögernd, mit dem hindernden Bewußtsein, daß Tante Klara das auch nicht passend finden würde,

daß sie zu so früher Morgenstunde in Schlafrock und Pantoffeln mit ihm im Garten plauderte.

„Und nun sagen Sie mir, hat Dora gut geschlafen?“

„Wunderbarerweise, ja.“

„Warum erstaunt Sie das?“

„Wenn ich so glücklich wäre wie Dora, würde ich sicherlich vor lauter Aufregung kein Auge zutun können.“

„Ich danke Ihnen für das Kompliment, Sie finden Dora also so beneidenswert, weil sie sich mit mir verheiratet?“

„Ich finde jede Frau beneidenswert, die den Mann heiratet, den sie liebt.“

„Würden Sie gern an Doras Stelle sein?“

„Nicht gerade an Doras,“ dabei sah sie ihn unbefangen in die Augen.

„Aber Sie würden gern heiraten?“

„Selbstverständlich.“

„Warum?“

„Weil es so wunderbar schön sein muß, einen Mann von ganzer Seele lieb zu haben und zu wissen, daß man wiedergeliebt wird.“

Dabei starrte sie träumerisch vor sich hin und ihre Augen bekamen einen feuchten Glanz. Er fühlte Mitleid mit diesem verlassenen Mädchen, das sein Bedürfnis nach Liebe so einfach und natürlich zugab.

„Nun, die Zeit wird für Sie auch nicht mehr fern sein, Fräulein Nanny,“ sagte er überzeugend.

Sie sprang auf und schüttelte die momentane Weichheit ab.

„Ich?“ wiederholte sie lachend, „nein, ich heirate nie!“

„Warum nicht?“

„Weil ich häßlich bin und kein Geld habe!“

Er betrachtete sie, wie sie vor ihm stand in dem weiten, losen Gewand, unter welchem sich die schlanken, graziösen Formen ihres Körpers abzeichneten, mit dem halbgelösten, rötlich schimmernden Haar; schön war sie wohl eigentlich nicht, dazu waren ihre Züge zu unregelmäßig, aber sie war mehr als das, sie war poetisch.

„Kein Geld...“ wiederholte er, „darüber kann ich

nicht streiten, aber häßlich? Das glauben Sie ja selbst nicht.“

„Tante Mimi hat es erst gestern abend zu Tante Alara gesagt, daß ich häßlich sei.“

„Und halten Sie Tante Mimi kompetent in Geschmacksfragen?“

Sie lachte. „Ich weiß nicht, wenn ich sehr gut angezogen bin, z. B. in dem blauseidenen Kleid, das Dora mir geschenkt hat, mag ich wohl leidlich gut aussehen, aber für gewöhnlich...“ und dann den Gegenstand des Gespräches wechselnd, fuhr sie fort: „Ja, meine liebe, alte Do, alles, was ich Gutes im Leben genossen habe, ist von ihr gekommen!“

„Wieso?“

„Ich glaubte, Sie wüßten, daß ich meine Eltern schon als Kind verloren habe und daß sie mir so gut wie gar kein Vermögen hinterlassen haben. Meine Familie, die auch nicht reich ist, hat für meine Erziehung gesorgt. Ich wurde in Pension gegeben und wurde dann in den Ferien aus Barmherzigkeit in das Haus irgend einer Tante geladen. Angenehm wurde mir der Aufenthalt dort grade nicht gemacht, ich war immer froh, wenn die Schule wieder anging. Dann kam Dora in dasselbe Pensionat. Wir freundeten uns schnell an. Damals lebte ihr Vater noch, in den Ferien nahm sie mich mit sich nach Haus. Gott, waren das herrliche Zeiten! Wir gingen viel aus, sie genoß kein Vergnügen ohne mich.“

Sie bat ihren Vater, mich mit auf Reisen zu nehmen ... ach, sie ist ein Engel! und wenn Sie sie nicht sehr glücklich machen, bekommen Sie es mit mir zu tun!“ fügte sie mit scherzhafter Drohung hinzu, um hinter diesem leichten Ton ihre Rührung zu verbergen.

„Ich beabsichtige auch gar nichts anderes,“ entgegnete er lächelnd.

„Aber nun leben Sie wohl, auf Wiedersehen nachher.“

Sie schüttelten sich herzlich die Hände und er sprang auf sein Rad.

In Gedanken versunken kehrte er in die Stadt zurück. Als er sein Hotel erreichte, hörte er eine fröhliche Stimme, die ihm zurief.

„Morgen, Hallmers, hast du noch nicht gefrühstückt?“

Er blickte auf und sah Doktor Raven vor sich stehen, einen seiner Studienfreunde, den er gebeten hatte, bei seiner Hochzeit Trauzeugen zu sein.

Er verneinte.

„Dann gehe ich mit dir hinauf.“

Hallmers wäre während der letzten Stunden lieber allein geblieben, aber er sah ein, daß er den Freund, der völlig fremd in der Stadt war, nicht wohl sich selbst überlassen könnte, so vertraute er sein Rad denn der Fürsorge eines Kellners an und ging mit dem Freunde die Treppe hinauf.

„Was kam dir denn in den Sinn, schon so früh am Morgen zu radeln?“ fragte Raven.

„Ich konnte es im Bett nicht aushalten und ich wußte die Zeit nicht anders totzuschlagen.“

„Du bist wohl nervös?“

„Gott bewahre!“

„Na, dann setze dich zunächst mal ruhig hin und laß uns frühstücken.“

„Willst du Tee oder Kaffee?“

Hallmers lächelte und übernahm es nun selbst, den Wirt zu machen.

Raven ließ sich das opulente Frühstück trefflich schmecken und wandte sich erst als er halb gesättigt war seinem Freunde wieder zu.

„Mensch, du ißt ja nichts!“

„Ich hab' keinen Hunger.“

Der andere schüttelte bedenklich den Kopf. „Warum nicht?“

„Ich weiß nicht, ich fühl' mich so gehekt. Ich wollt', wir wären sechs Stunden weiter und der ganze Kummel in der Kirche und das Diner wären schon vorbei.“

„Find' ich begreiflich,“ meinte Raven phlegmatisch.

„So mein' ich es nicht. Aber du kannst unmöglich begreifen, was jetzt in mir vorgeht. Willst du wohl glauben, du hoffnungsloser Materialist, daß ich mein Glück allein dadurch, daß ich mit dir darüber spreche, für entweiht ansehen möchte.“

Raven lachte ohne jede Empfindlichkeit.

„So laß es doch bleiben,“ sagte er und schenkte eine zweite Tasse Tee ein.

„Wenn ich mir vorstelle,“ fuhr Hallmers ziemlich

inkonsequent fort, „daß ich Dora vor einem halben Jahr überhaupt noch nicht kannte, so erscheint mir das ganz unfasslich. Wie öde muß mein Leben gewesen sein und jetzt ist es von ihr allein erfüllt.“

„Ach, das bildest du dir ein. Du bist natürlich in das hübsche Mädchen verliebt und dachtest ihr allerhand erhabene Eigenschaften an, die sie ja auch wirklich haben mag, aber ich würde mich an deiner Stelle nicht zu fest darauf verlassen. Wie, wenn sie dich nun enttäuschte?“

„Sie kann mich nicht enttäuschen, denn ich erwarte nichts von ihr in dem Sinne, wie du es auffaßt. Sie ist ein hübsches, im Leben wenig erfahrenes Mädchen, ein halbes Kind noch, das noch vieles zu lernen haben wird. Ich weiß, welch tiefes Gefühl in ihr verborgen schlummert, das sich infolge von allerhand Umständen bisher noch nicht richtig hat entwickeln können. Aber meine große Liebe wird es zur Entfaltung bringen, ich werde sie lehren, sich selbst zu verstehen. Du lachst natürlich, ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als ihr Lehrmeister sein zu dürfen.“

„Ich lache nicht und ich wünsche dir von ganzem Herzen, alter Junge, daß sich euer Zusammenleben so harmonisch gestalten möge, wie du es dir vorstellst. Und da ich nachher bei der Trauung, wenn all die Menschen dabei sind, keine rechte Muße haben werde, dir Glück zu wünschen, so laß es mich jetzt schon tun: viel Glück, alter Junge! — und nun wirst du wohl hingehen müssen, um ein hochzeitlich Gewand anzulegen, also bis nachher!“



Drittes Kapitel.

Ranny war eilig ins Haus zurückgelaufen und in die Schlafkammer hinaufgestiegen. Wahrhaftig, Dora schlief noch immer und hatte nichts davon gemerkt, daß sie im Garten gewesen war.

Unmittelbar nach dem hastig eingenommenen Frühstück wurde die Toilette begonnen. Tante Alara hatte versprochen, unten zu bleiben und die Geschenke in Empfang zu nehmen und die letzte Hand an das

Schmüden der Tafel zu legen. Oben auf dem Korridor lief Tante Mimi aufgeregt hin und her, und behauptete — obwohl sie längst in ihrer Staatsrobe einherrauschte — daß sie nie im Leben fertig würde. Nanny rannte von einem Zimmer in das andere, auf der Suche nach ihren Sachen, die sie überall verstreut liegen hatte und verletzte Tante Mimis leicht erregbares Schamgefühl dadurch, daß sie im kurzen Unterrock und im Korsett in das Zimmer hereingestürzt kam, wo Dora frisiert wurde. Nur die Braut bewahrte sich inmitten dieser Aufregung ihre Gelassenheit. Sie saß vor dem hohen Toilettenspiegel in ihrem Zimmer und lächelte zufrieden und ermutigend, als der Friseur ihre schweren Flechten löste und seufzend behauptete, daß sie viel mehr Haar hätte als andere Damen, und daß es viel mehr Zeit in Anspruch nehmen würde, sie zu frisieren, als er geschätzt hätte. Aber es lief doch alles gut ab, obwohl die Wagen schon vor der Tür standen, als man noch dabei war, den Brautschleier zu befestigen, obwohl Hallmers schon mehr als einmal ungeduldig gefragt hatte, ob man denn noch nicht fertig wäre, obwohl Nanny umkehren mußte, weil sie ihre Handschuh vergessen hatte und sich deshalb noch auf der Treppe eine scharfe Zurechtweisung von Tante Mimi gefallen lassen mußte, obwohl die beiden alten Damen schon vor Aufregung und Rührung weinten, ehe sie in den Wagen stiegen, der sie in die Kirche führen sollte.

Als die Hochzeitsgesellschaft die Kirche betrat, setzte die Orgel mit dem Brautchor aus Lohengrin ein. Ernst und mit feierlichen Mienen nahm man auf den Stühlen Platz, die für die geladenen Gäste im Halbkreis um den Altar aufgestellt waren.

Dann reckten die Zuschauer die Hälse noch länger, denn jetzt betrat das Brautpaar die Kirche. Voran schritten die Trauzeugen, die Brautjungfern bildeten den Schluß. Die Braut war vollständig in Tüll und Spitzen gehüllt, sie hielt die Augen in dem unklaren Bestreben, ernst und würdig aufzutreten, sittig gesenkt. Die Brautjungfern, Nanny und eine Cousine von Hallmers waren in blauer und rosa Seide. Das Grou-frou der seidenen Schleppen rauschte diskret und melodisch. Alle Anwesenden hatten sich erhoben, der Pastor erwartete den Zug am Altar, die Trauzeugen hatten rechts und links vom

Brautpaar Platz genommen und die Feierlichkeit vollzog sich in herkömmlicher Weise. Nanny gab sich Mühe, ihre Andacht erst auf das Gebet und dann auf die Rede zu festigen, aber es war ihr unmöglich. Ihre Augen schweiften umher; das Sonnenlicht fiel durch die bunten Glasscheiben der hohen Fenster und umgab alles mit warmem, phantastischem Glanz; die farbigen Toiletten, die vereinzelt Uniformen traten leuchtend hervor. Nanny fühlte sich unbeschreiblich wohl in ihrer eleganten Toilette, sie stand ihr gut und wenn sie es nicht selbst erkannt hätte, hätte Doras begeisterter Ausruf sie davon überzeugen müssen. Wann würde sie nun wieder Gelegenheit haben, das elegante Kleid anzuziehen? Es war ihr plötzlich, als ob sich ein Nebelschleier über all die Pracht senkte, die sie umgab. Sie wußte es wohl, morgen schon hatte all der Farbenglanz und all der Luxus ein Ende. Was nach morgen kommen würde, sah sie in eintönigem Grau vor sich liegen. Nur jetzt nicht daran denken, später vielleicht, wenn alles vorbei war, sich nur nicht diese letzten Stunden des Genusses damit verderben. Sie bemühte sich wieder, auf den Pastor zu hören. Er sprach so singend mit einem eigentümlichen Nasengeräusch und jedes seiner Worte hallte in dem halbleeren Raume wieder.

„Ihr, meine Lieben, steht hier zwischen uns in der Kraft und Blüte eurer Jugend und ihr fühlt es, daß ihr vor tausend anderen Menschen reich gesegnet seid. Eure Liebe läßt euch euer künftiges Leben wie einen köstlichen Rosengarten erscheinen. Aber obwohl der Himmel jetzt so ungetrübt blau über euch glänzt, obwohl wir alle, die wir euch lieb haben, den Herrn einmütig anflehen, daß er auch ferner seine Hand über euch halten möge, so werden die Sorgen doch auch für euch nicht ausbleiben, wie drohendes Gewölk werden sie an eurem Egehimmel aufziehen, um die Sonne eures Glückes zu verfinstern. Aber es wird eine eitle Drohung bleiben, durch die Macht eurer Liebe wird das Licht nie aus eurem Leben schwinden. Ihr habt euch Treue geschworen mit unverbrüchlichem Eide und den werdet ihr halten, ihr werdet einander angehören für das ganze Leben, ja, bis über das Grab hinaus.“

Nanny richtete den Blick auf das Brautpaar. Sie sah, wie Dora sich vorsichtig unter dem Schleier mit dem

Spitzentuch die Augen trocknete. Sie war also wirklich gerührt. Sollten die Worte des Predigers sie so tief ergriffen haben, oder wiederholte sie sich im stillen leidenschaftlich das Gelübde, das da soeben ausgesprochen war? Nein, das konnte es nicht sein, dafür war ihre Ergriffenheit zu gemessen, dafür glich Dora in diesem Augenblick zu sehr dem Typus einer konventionellen Braut, wie man sie auf gewissen Genrebildern erblicken konnte. Darauf musterte sie den Bräutigam. Auf seinem Gesicht stand nichts zu lesen, er hatte die Augen gesenkt und sah ebenso ernst aus wie beim Eintritt. Welch sympathischen Ausdruck seine Züge jetzt wieder hatten.

Das Brautpaar erhob sich und kniete auf den mit rotem Sammet bezogenen Fußkissen vor dem Altar. Es folgte ein stummes Gebet und dann war die Feierlichkeit beendet.

Der Zug verließ unter den Klängen der Orgel die Kirche. Die Mienen waren aufgehellter, man durfte sich jetzt den weltlichen Freuden, welche das Fest mit sich brachte, ungehindert hingeben.

„Wie hat er wieder schön geredet!“ sagte eine Frau aus dem Zuschauerkreis und trocknete sich die Augen, „so recht gemüthvoll und zu Herzen gehend, es gibt doch nur einen Pastor Zadelar.“

„Der Himmel bewahre mich, was für ein Gedröhn! ich dacht', er fände überhaupt kein Ende, die Knie von der kleinen Braut haben mir schon ordentlich leid getan,“ meinte ein alter Herr.

„Der Hallmers muß'n guten Geschmack haben, die junge Frau ist einfach patent!“ bemerkte ein sehr junger Mensch.

„Ja,“ pflichtete ein anderer bei, „ein entzückendes Gesicht.“

„Und den nötigen Mammon hat sie auch.“

„Na, darauf braucht Hallmers nicht zu sehen, der hat selbst genug.“

„Aber verschmähen wird er es wohl trotzdem nicht, Geld sucht Geld.“

„Sind die Vermeerens so reich?“

„Ja, sie hat'n netten Bazen, und dabei alles selbst in Händen, weil sie Waise ist. Und später kriegt sie noch

mal doppelt so viel von ihren Tanten, von den beiden alten Jungfern auf Doornhof.“

„Weißt du auch, wer die Brautjungfer in blau ist?“

„Ein Fräulein van Delten.“

„Famose Erscheinung, was? nicht gerade hübsch, aber apart.“

„Sicher, aber — sans le sous, mein Werter.“

Unter solchen Gesprächen ging die Menge auseinander, einige folgten dem Brautpaar in die Sakristei, andere begaben sich direkt ins Freie.

Die Jungvermählten empfingen die Glückwünsche von Freunden und Verwandten.

Dora, freundlich lächelnd mit einem liebenswürdigen Wort für jeden, Hallmers, nervös, ungeduldig, heimlich wünschend, es möchte erst alles vorüber sein.

Nanny umarmte gerührt die Freundin. Allerlei vage Gedanken und Empfindungen, von denen sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, bestürmten sie.

Sie sagte dem jungen Ehemann kein Wort, sondern wandte sich plötzlich ab und kämpfte mit aufsteigenden Tränen.

Die Gäste, welche an dem Hochzeitsdiner teilnehmen sollten, fuhren nach Doornhof zurück und das Fest war bald in vollem Gange. Die Hochzeitsfeier verlief, wie sie alle verlaufen. Viel Lärm und Ausgelassenheit bei den jungen Leuten, weitschweifige, pathetische Reden der alten Herren, Rührung bei den alten Damen, unterdrücktes Richern am unteren Ende des Tisches, gegen Schluß des Mahles das halbverlegene Aufstehen der jungen Frau, die plötzlich eintretende Stille unter der Gesellschaft, die ebenso plötzlich in forcierte Heiterkeit übergeht. — Als Dora sich erhob, stand auch Nanny auf. Es war der ausdrückliche Wunsch der jungen Frau gewesen, daß niemand als ihre beste Freundin ihr beim Wechseln der Toilette behilflich sein sollte. Die Tanten waren beinahe böse darüber geworden, aber schließlich hatten sie Dora doch ihren Willen lassen müssen. Ehe sie reiste, wollten sie noch hinaufkommen, um Abschied von ihr zu nehmen. In demselben Zimmer, in welchem sie heute Nacht zusammen geschlafen hatten, half Nanny der jungen Frau nun beim Umkleiden. Sie war nervös und ihre Finger bebten. Die Freundin plauderte ge-

lassen, wie immer, über allerhand gleichgültige Dinge. Über das Menu, über die Toiletten einzelner Damen, über die Tanten.

„Wie bringst du es nur fertig, so vergnügt zu sein?“ fragte Nanny schließlich beinah heftig.

„Vergnügt? Wie meinst du das?“

„Du tust als ob nichts Besonderes passiert wäre, und dabei hast du dich doch heute verheiratet und gehst mit deinem Mann auf die Hochzeitsreise. Ich könnte, glaube ich, nicht reden, wenn ich an deiner Stelle wäre, ich würde... ja, der Himmel mag es wissen, was ich tun würde. Bist du denn nicht schrecklich glücklich, Dora?“

„Schrecklich? Ja, ich bin sehr glücklich und ich hab' Otto sehr lieb, aber du bist immer gleich so exaltiert! Gud, nun weinst du schon wieder! Warum mußt du nun weinen?“

Das junge Mädchen antwortete nicht, es stieg ein Gefühl der Bitterkeit in ihr auf, daß Dora in all ihrem Glück sie, vor der die Zukunft so grau und freudlos lag, fragen konnte, warum sie weine.

Die junge Frau schien das plötzlich zu begreifen.

„Komm, wein nun nicht mehr,“ sagte sie und schlang die Arme um sie, „sieh, du kannst es ja ganz gut treffen bei den Menschen, zu denen du gehst, vergiß nur nicht, uns dann und wann zu schreiben, und dann noch eins: wenn du es schlecht triffst und gar nicht aushalten kannst, dann kommst du zu uns, willst du mir das versprechen, in unserm Hause ist stets ein Plätzchen für dich.“

Nanny schlug leidenschaftlich die Arme um Doras Hals.

„Dora, du bist ein Engel! Immer wieder bist du so gut zu mir und ich habe oft so häßliche Gedanken.“

Die Tür wurde geöffnet und die Tanten traten ein, hinter ihnen Hallmers, der sich inzwischen auch umgekleidet hatte.

„Bist du fertig, Kind?“ fragte Tante Alara in ernstem Ton, „der Wagen steht vor der Tür.“

Nein, sie war noch nicht fertig, und es folgten noch ein paar hastige Augenblide. Tante Mimi wollte noch etwas Gemütvollles sagen, aber der Moment war schlecht

gewählt. Schließlich war Dora fertig. Sie sah in ihrem eleganten grauen Reisekostüm nicht minder hübsch aus, als in ihrer Brauttoilette. Der Abschied von den Tanten schien kein Ende nehmen zu wollen. Dora ließ die Küsse und Liebkosungen freundlich über sich ergehen, aber Hallmers stand mit Verzweiflung in den Mienen dabei. Schließlich wandte sie sich an Nanny. „Hier ist mein Brautbukett,“ sagte sie, während sie ihr die halbverwelkten, von kostbaren Spitzen umrahmten Blumen überreichte, „es bringt dir Glück. Bewahre es dir auf, bis du selbst eins bekommst.“

Es legte sich ein Nebelschleier vor Nannys Augen, sie konnte kein Wort erwidern, sie hörte Hallmers ein paar freundliche Abschiedsworte hinzufügen.

Dann nahm er den Reisemantel seiner Frau, zog ihre Hand durch seinen Arm und verließ mit ihr das Zimmer. Die Tanten folgten ihnen und hielten die Taschentücher vor den Mund gepreßt.

Nanny trat an das Fenster, von wo aus sie den Vorgarten überblicken konnte. Vor der Pforte hielt der Wagen, die Koffer waren bereits aufgeschnallt. Jetzt erschien das junge Paar. Sie waren allein, die Tanten standen wohl in der Haustür und winkten. Dora wandte sich nun wieder um und grüßte zurück, aber Hallmers schritt unbeirrt weiter. Nanny konnte seinen Gesichtsausdruck sehen, wie glücklich er aussah und mit welcher Fürsorge er ihr in den Wagen half. Der Schlag wurde zugeschlagen und der Wagen rollte fort. O, wie selig mußten die beiden sich fühlen, welch ein Glück erwartete sie draußen, und sie...

Plötzlich warf sie das Brautbukett von sich und lief die Treppen hinab, das Fest war jetzt in vollem Gange, man würde sie vermissen.



Viertes Kapitel.

Am folgenden Mittag saß Nanny in dem Zuge, der sie von Arnheim in die kleine Provinzstadt Overijssel bringen sollte. Mit dem guten Wetter war es völlig vorbei, es regnete und die Luft sah grau und trübe aus. Nanny saß mit geschlossenen Augen in der Ecke des

Coupés, sie war so kurz angebunden und unzugänglich gegen die Dame, die mit ihr reiste, gewesen, daß dieser die Lust zur Unterhaltung vergangen war. Der Abschied von den Damen Vermeeren war weniger steif ausgefallen, als sie erwartet hatte. Die beiden alten Jungfern hatten doch Mitleid mit dem jungen Mädchen, das so jung noch für ihren Lebensunterhalt sorgen mußte. Tante Klara hatte ihr ein Visitenkartentäschchen zugesteckt, in welchem sie statt der Karten zwei Banknoten von Fünfundzwanzig Gulden fand und Tante Mimi hatte ihr eine kleine Rede gehalten und ihr alles Gute gewünscht zu ihrem Eintritt in die Welt.

Nanny lachte bitter. Ja, das würde fortan ihre Welt sein, das Haus von ein paar alternden, tränklichen Menschen. Zu Tode würde sie sich langweilen, sie würde dahinwelken und vor der Zeit alt werden, sie würde essen und trinken und schlafen ohne zu leben, und das nannten die Menschen ihren Eintritt in die Welt.

Aber nachdem sie eine Zeitlang diesen finstern Gedanken nachgehangen hatte, bekam ihre widerstandsfähige, bewegliche Natur die Oberhand, und sie fing an, die Dinge in freundlicherem Licht zu sehen. Es konnte ihr in Overijssel ja ganz gut gefallen, sie wußte ja noch gar nicht, wie es ausfallen würde. Manch junges Mädchen war schon in untergeordneter Stellung in eine kleine Stadt gegangen und hatte dort ihr Glück, oder wenigstens doch den Roman ihres Lebens gefunden. Warum sie nicht? Sie war jung und gesund, nicht dumm und nicht häßlich, das waren vier mächtige Faktoren.

Sie richtete sich aus ihrer Ecke auf und wischte die betaute Fensterscheibe auf. Der Regen hatte aufgehört, das gleichmäßige Grau fing an sich zu verteilen, hie und da sah man schon weiße und blaue Flecken am Himmel. Die Gegend war wenig anziehend, Wiesen und wieder Wiesen, von verkrüppelten Weiden umsäumt und von schmalen Gräben durchzogen. Nanny gähnte. Nahm denn diese Fahrt nie ein Ende? Sie zog die Uhr, es war zehn Minuten vor vier, gleich nach vier sollte der Zug in Overijssel eintreffen. Sie suchte ihr Handgepäck zusammen und ihre Reisegefährtin, welche sie vorher so schlecht behandelt hatte, war gutmütig genug, ihr dabei behilflich zu sein.

Der Zug hielt. Es war ein kleiner, unbedeutender Bahnhof, den man mit einem Blick überschauen konnte. Es stiegen nur wenige Personen aus, bald stand Nanny allein auf dem Perron und sah dem davonbrausenden Zuge nach. Sollte niemand gekommen sein, sie abzuholen? Sie war schon im Begriff, dem Ausgange zuzugehen, als ein Dienstmädchen mit einer steif gestärkten weißen Haube auf dem Kopf, auf sie zutrat und sie anredete:

„Sind Sie vielleicht das Fräulein?“

„Kommen Sie von Frau Dudgeest?“

„Ja, gehen Sie dann mit mir, ich bin geschickt, Sie zu holen.“

„Ist kein Wagen da, ich habe noch große Gepäckstücke.“

„Geben Sie Ihren Gepädschein nur her, die kann Klaas von der Bahn nachher hinbringen. Frau Dudgeest meinte, nun wo sich das Wetter aufgeklärt hätte, könnten wir ganz gut zu Fuß gehen.“

Nanny händigte dem Mädchen ihren Gepädschein aus und ging dann neben ihr durch die engen Straßen. Das Wetter war nun völlig heiter geworden, der Himmel strahlte in wolkenlosem Blau wie gestern. Obwohl es den ganzen Vormittag geregnet hatte, sahen die Bürgersteige und die Stufen, welche zu den Haustüren hinaufführten, aus, als ob es keinen Rot in der Welt gäbe. Sie bogen um die Ecke; der Fluß durchquerte die Stadt und die Gracht, auf welcher die Dudgeests wohnten, sah freundlich und vertrauenerweckend aus. Die kleinen Häuser aus braunglasierten, mit weißen Ranten abgesetzten Ziegeln, mit den dunkelgrünen Fensterläden und die steifen Bäume am Ufer erinnerten Nanny freilich lebhaft an die Spielzeugschachteln, mit denen sie früher gespielt hatte, aber es machte sich doch eigenartig, die Brücke über dem Wasser und der Bau dort hinten mit den spitzen Türmchen hatte sogar entschieden etwas Malerisches. Sie begann den entmutigenden Empfang an der Bahn zu vergessen, der Sonnenschein hob ihre Laune wesentlich und als sie vor dem altmodischen Hause mit den grünen Fensterläden angelangt waren, wo die Dudgeests wohnen sollten, fühlte sie sich geneigt, alles in rosigem Lichte zu sehen.

Der Korridor mit den viereckigen, großen Marmorfliesen sah recht freundlich und sauber aus und auf dem

weißen Leinenbezug, der zum Schutz über den roten Teppichläufer gedeckt war, konnte man kein Fleckchen entdecken. Das Mädchen öffnete eine Zimmertür und Nanny sah sich Herrn und Frau Dudgeest gegenüber. „Sie so, sind Sie da, Fräulein van Delten?“ fragte die Hausfrau gemächlich und streckte ihr eine kurze fleischige Hand entgegen. „Hat Rietje Sie gleich finden können? Es waren wohl nicht viel Menschen an der Bahn? Haben Sie noch mehr Gepäd? Ja?“ Hier öffnete sie die Tür und rief auf den Gang hinaus: „Rietje, trag den Koffer von dem Fräulein nicht gleich nach oben, hörst du? Leg' auf dem Hof eine alte Decke hin und setz ihn erst darauf! Ja, Kind, man kann nie vorsichtig genug sein, wenn man von der Reise kommt. Aber nun müssen Sie meinen Mann begrüßen. Dudgeest, dies ist das Fräulein!“ Sie hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme hinzugefügt, denn der Hausherr war schwerhörig.

Er richtete sich jetzt mit Hilfe eines Stodes mühselig auf und reichte der neuen Hausgenossin freundlich die Hand.

Nanny hatte noch kein Wort gesagt, sie musterte forschend das Ehepaar. Der Hausherr war groß und hager, seine Frau kurz und rundlich. Vornehm sah keiner von ihnen aus, aber sie hatten etwas Gutmütiges, einfach Freundliches, das Nanny über ihr kleinbürgerliches Äußeres hinwegsehen ließ.

„Kommen Sie jetzt nur gleich mit mir nach oben, Fräulein, damit ich Ihnen Ihr Zimmer zeige,“ sagte die kleine runde Frau eifrig.

Nanny begann diese Anrede „Fräulein“ ohne Hinzufügung ihres Namens zu irritieren, und sie stieg mit fest zusammengepreßten Lippen hinter ihrer leuchtenden Prinzipalin die steile Treppe hinauf. Das Zimmer, welches ihr als das ihrige angewiesen wurde, war ziemlich geräumig. Die Deckenbalken und das übrige Holzwerk waren gelb gestrichen und hoben sich grell von den grünen Blumen der Tapete ab. Gelb war überhaupt der vorherrschende Ton in diesem Zimmer, die Vorhänge sowohl, welche die eiserne Bettstelle umgaben, als auch die Gardinen vor den Fenstern waren von leuchtend gelbem Kattun. Die Fenster waren fest geschlossen, sie gingen auf den Fluß hinaus. Das Mobiliar des Zimmers bestand

aus einem Tisch mit einer rot und grau gewürfelten Drelldecke, einem Schrank aus Mahagonny, aus vier Stühlen mit Roßhaarpolsterung und aus einem Waschtisch. Alles war tadellos und sauber, aber verzweifelt geschmacklos.

„Das Zimmer ist nett, nicht wahr,“ meinte Frau Dudgeest wohlwollend, „und dabei so groß und lustig. Nun möchte ich wohl wissen, wie Sie mit Vornamen heißen.“

„Nanny, gnädige Frau.“

„Nee, gnädige Frau mag ich nicht hören, das kommt 'ner einfachen Frau, wie ich es mein Lebtag gewesen bin, nicht zu, ich heiß Frau Dudgeest und damit basta! und wenn das Ihnen recht ist, sagen mein Mann und ich einfach Nanny zu Ihnen, das ist nicht so steif. Also, Kind, Sie sollen es gut haben bei uns, Sie müssen nun ganz so tun, als ob Sie zu Hause wären, gut essen und immer fröhlich sein, das haben mein Mann und ich gern . . .“

„Ich werde mein Möglichstes tun.“

„Sieh, das ist verständig, dann legen Sie jetzt nur ab, und wenn Sie fertig sind, kommen Sie hinunter, ich möcht Ihnen noch dies und jenes vor dem Essen zeigen.“

Mit einem freundlichen Nicken verließ die alte Dame das Zimmer. Nanny sah sich in dem Zimmer um, sie hatte eine wunderliche Empfindung, als ob sie gar nicht Nanny van Delten sei. Es war solch ein großer Kontrast zwischen gestern und heute, zwischen der vornehmen, eleganten Umgebung, in welcher sie sich während der letzten Wochen bewegt hatte, und dieser bürgerlichen Nüchternheit, in der sie sich nie wohl fühlen würde. Sie fühlte sich in diesem Raum so beklemmt, daß sie zunächst erst einmal ans Fenster stürzte, um es so weit wie möglich zu öffnen. Dann wusch sie sich Gesicht und Hände, drehte ihr Haar etwas fittsamer ineinander und ging hinunter.

Die Hausfrau musterte sie mit einem schnellen Blick.

„Sind Sie nicht gewohnt, Schürzen zu tragen, wenn Sie sich im Hausstand beschäftigen?“

„Gewiß, Frau Dudgeest, aber die liegen in meinem Koffer und der steht ja noch nicht auf meinem Zimmer.“

„Ja, ja, schon gut, daß ich auch nicht daran dachte! Ich meinte nur, weil Sie solch ein hübsches Kleid anhaben, es wäre ja ewiger Jammer, wenn da Flecke hinein-

kämen. Nun, Sie können meine Schürze solange umbinden. Wir müssen noch einen Augenblick warten, ehe wir mit dem Decken beginnen, es ist noch nicht dreiviertel fünf, ich fange nie vor dreiviertel fünf an, ich halte sehr auf Pünktlichkeit, meine selige Mutter pflegte immer zu sagen: Rinder, Ordnung muß die erste Regel in einem Hausstand sein! — — — Sind Sie nicht flau von der Reise, kommen Sie, ich schenke Ihnen ein Gläschen Madeira ein und Sie essen ein Biskuit dazu, ich selbst kann mich um diese Zeit so komisch im Magen fühlen.“ Nanny dankte und konstatierte im stillen, daß Frau Dudgeest das Reden für sich und ihren Mann besorgte, der alte Herr hatte während der ganzen Zeit den Mund nicht aufgetan. Sie blieb still sitzen und sah von Zeit zu Zeit auf die Pendule, wünschend, es möge schon dreiviertel fünf sein.

„So, Nanny, mein Töchterchen, nun erzählen Sie uns mal 'n bißchen,“ sagte die behäbige kleine Frau, die sich mit einem Stridzeug am Fenster niedergelassen hatte.

Ja richtig, in der Annonce, welche ihr Onkel für sie beantwortet hatte, hatte ja gestanden: als Stütze der Hausfrau und Gesellschafterin. Nanny begriff, daß sie nicht stumm dastehen dürfe, als könne sie nicht bis drei zählen und fing dann an, von der Hochzeit zu erzählen, welche sie gerade mitgemacht hatte und einem übermütigen Einfall nachgebend, der ihr durch den Kopf schoß, fing sie an, ihre Schilderungen stark zu übertreiben und von soviel Pracht und Luxus zu fabeln, daß der alte Herr mit offenem Munde zuhörte.

„Nun, Kind,“ sagte Frau Dudgeest, „dann haben Sie in letzter Zeit ja sehr viel Schönes genossen, bei uns geht es nur sehr einfach zu, und ich will nur wünschen, daß Sie sich daran gewöhnen. Kommen Sie jetzt, bitte, mit mir ins Eßzimmer hinüber, es ist jetzt Zeit zum Decken.“

Einen Tisch für drei Personen zu decken ist, namentlich, wenn es sich nicht um ein längeres Diner handelt, eigentlich keine Kunst. Dennoch mußte Nanny an sich halten, um nicht die Geduld zu verlieren. Die alte Dame war von einer Umständlichkeit und Kleinlicher Genauigkeit, die Nanny zu offener Rebellion getrieben haben würde, wenn sie sich nicht erinnert hätte, daß sie in diesem Hause eine Stellung bekleide. Sie gab sich deshalb Mühe, sich

die zahllosen Vorschriften und Ermahnungen ins Gedächtnis zu prägen.

„Und jetzt müssen Sie mir helfen,“ sagte Herr Dudgeest. Er war stark rheumatisch und hatte Mühe, sich in seinem Stuhl aufzurichten.

Nanny trat zu ihm. Er legte die Hände auf ihre Schultern, stützte sich einen Augenblick mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf sie und richtete sich langsam auf, dann humpelte er an ihrem Arm an seinen Platz am Eßtisch. Er zeigte ihr noch, wie sie die Serviette unter seinem Kinn befestigen mußte, dann konnte sie auch Platz nehmen. Frau Dudgeest saß schon und harrete mit einem innig zufriedenen Ausdruck auf ihrem Gesicht der Dinge, die da kommen würden.

Trotz des heißen Augustwetters waren die Teller gewärmt und die Speisen glühend heiß. Das Mittagessen war sehr einfach, aber reichlich und vortrefflich zubereitet. Nanny erstaunte über die Ekstase der beiden alten Leute. Der Hausherr behauptete, Makkaroni nicht gut vertragen zu können, füllte sich aber trotzdem eine Portion nach der andern auf seinen Teller. Frau Dudgeest erklärte, daß dieses die schönste Stunde des Tages für sie sei und daß gut essen doch immerhin noch das Beste im Leben sei. Aber obwohl beide von den Tafelgenüssen stark in Anspruch genommen wurden, versäumten sie doch nicht, ihre neue Hausgenossin lebhaft zum Eingreifen zu ermuntern und zwar mit soviel Dringlichkeit, daß es beinahe lästig wurde und Nanny schließlich halbverzweifelt ausrief:

„Aber wirklich, beste Frau Dudgeest, ich bin nicht imstande, soviel zu essen!“

„Dummheiten!“ brummte der Hausherr, „das ist nur solche Anstellerei von den jungen Mädchen heutzutage, weil sie nicht dick werden wollen. Wollen Sie noch ein Glas Wein? Nicht? na, dann schenken Sie mir noch einmal ein.“

Nach dem Essen bekam sie Erlaubnis, in ihr Zimmer zu gehen und ihren Koffer auszupacken, Frau Dudgeest wollte ihr durchaus dabei helfen, aber Nanny, die nichts lieber wünschte, als allein zu sein, erklärte mit großer Entschiedenheit, daß es nicht nötig sei. Die alte Dame schüttelte ein bißchen bedenklich den Kopf, aber im Grunde war sie froh, unten bleiben zu können, um ihr Mittags-

schläfchen zu halten, ein Genuß, dem ihr Gatte sich bereits seit einer Weile hingegeben hatte.

Nanny war die Treppe hinaufgeflogen und hatte die Thür hinter sich abgeschlossen. Sie hätte sich gern auf ihr Bett ausgestreckt, um sich den widerstreitenden Empfindungen von Enttäuschung, Ärger und Mitleid mit sich selbst hinzugeben, welche sie erfüllten. Sie trat an das Fenster. Draußen fing es an zu dämmern, der Abendstern leuchtete matt in den blassen Himmel. Nur selten ging jemand am Haus vorbei, die Fußtritte hallten lange in der einsamen Straße nach. Der Fluß lag regungslos, kein Fuhrwerk ließ sich sehen. Alles war friedlich und eintönig.

Wo mochten Dora und ihr Mann jetzt sein?

Nanny wandte sich seufzend ab und machte sich daran, ihren Koffer auszupacken. Zuweilen hielt sie inne; immer wieder gerieten ihr die Gegenstände in die Hände, die Dora ihr gelegentlich geschenkt. Bücher, Schmudsfachen, Toilettegegenstände, alles, was sich von ihren übrigen Sachen durch Eleganz und Kostbarkeit unterschied, stammte von Dora. Ja, alles, was in ihrem Leben so hell und freundlich gewesen war, verdankte sie ihr, und von einer plötzlichen Sehnsucht nach der Freundin ergriffen, suchte sie ihre Photographie heraus, welche in einem Lederrahmen auf dem Boden des Koffers lag, und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf das kühle Glas.

„Mein Gott! Kind, warum haben Sie sich denn eingeschlossen?“ erklang plötzlich Frau Dudgeests Stimme hinter der Thür.

Nanny hatte niemand kommen hören und zuckte erschrocken zusammen. Konnte man sie denn nicht wenigstens auf ihrem Zimmer in Ruhe lassen! Ihr schwebte eine ungeduldige Erwiderung auf den Lippen, aber sie wußte sich zu beherrschen und öffnete stumm die Thür.

„Bestes Kind, was haben Sie gemacht! Noch nichts an die Seite geräumt, alles im Zimmer verstreut und dabei stehen die Fenster sperrangelweit offen! Das darf nicht sein!“

„Ist denn das so etwas Schlimmes?“

„Die Fenster müssen spätestens um sieben Uhr abends geschlossen werden, namentlich in den Schlafzimmern, wegen der Mücken, wissen Sie. Versprechen Sie mir, daß

Sie daran denken wollen, ich habe sonst keine Ruhe. So, räumen Sie nur morgen früh auf, jetzt müssen wir hinuntergehen.“

Unten im Wohnzimmer brannte die Hängelampe und auf der Spiritusmaschine summte der Teekessel. Der Hausherr hatte ausgeschlafen. Nanny schickte sich an, am Teetisch ihres Amtes zu walten, das schien jedoch keine so alltägliche, einfache Sache zu sein.

Zwei Löffelchen voll Tee aus der lackierten Büchse und einer aus der silbernen. Dreimal aufgießen und jedesmal genau dieselbe Menge. Die Teekanne auf ganz bestimmte Weise halten, weil sie sonst doppelt schenkte. Für den Hausherrn wenig Zucker und keine Milch, für Frau Dudgeest viel Zucker und viel Milch. Obendrein zahllose Ermahnungen betreffs der Tassen und der Spiritusflamme.

Inzwischen hatte Herr Dudgeest begonnen, Patienzen zu legen. Das Spiel kam nicht aus, immer wieder schob er sie ineinander und begann von neuem, bis Nanny ihn schließlich fragte:

„Spielen Sie so lange, bis es aufgeht?“

„Ach nein, liebes Kind, ich spiel', bis es halb neun schlägt, dann kommt die Zeitung, die Sie mir vorlesen können. Hinterher legen wir noch eine Partie Domino, daran dürfen Sie sich auch beteiligen, wir wissen wohl, was einem jungen Mädchen zukommt und gönnen Ihnen gern ein Vergnügen.“

„Machen Sie das jeden Abend so?“

„Ja, seit Jahren, ich wüßte wirklich nicht, was ich tun sollte, wenn ich abends nicht eine Patience legte. Ich kenne vier verschiedene Manieren dabei, aber ich spiele bis zum Glöckenschlag halb neun, dann hör' ich auf, einerlei, ob es auskommt oder nicht.“

Die Zeitung kam und Nanny sah, daß die Lektüre des Overijsseler Intelligenzblattes in kurzer Zeit erledigt sein würde. „Soll ich das Feuilleton lesen?“ fragte sie mit einem Schimmer von Interesse.

„Nein, Nanny,“ antwortete die alte Dame, „wir lesen niemals Feuilletons oder Romane, nur wenn wir bestimmt wissen, daß die Geschichte lustig ist und gut endet. In solch 'ner Erzählung können manchmal so häßliche, aufregende Sachen stehen und wir mögen uns nicht

aufregen, dann schlafen wir nicht gut. Wenn Sie beim Vorlesen von dem „Bermischten“ auf so etwas wie Mord und Bluttaten stoßen, so müssen Sie es überschlagen, das mögen wir nicht hören.“

„Lesen Sie überhaupt nicht?“ fragte Nanny und ließ den Blick auf dem kleinen Bücherregal an der Wand ruhen, auf dem noch einige Bücher standen.

„Ja, des Morgens in der Bibel und Sonntags die Predigt.“

„Aber in der Bibel stehen doch auch häßliche Dinge.“

„Ja, aber das macht nichts, dafür ist es die Bibel.“

Nanny begann jetzt vorzulesen. Von Zeit zu Zeit stockte sie und erkundigte sich, ob Herr und Frau Dudgeest den Bericht von einem Kinde, das in Anwesenheit der Mutter in einen Topf mit kochendem Wasser gefallen sei, oder von einer Kuh, die der Blitz erschlagen habe, für aufregend halten. Die alten Leute merkten es nicht, daß sie sich über sie lustig machte und antworteten ihr mit aller Biederkeit.

Um neun Uhr kam dann der mit grünem Tuch bezogene Dominotisch zum Vorschein und zur Erbauung des jungen Mädchens wurde eine Partie Domino gelegt. Der alte Herr taute beim Spiel ordentlich auf, er freute sich wie ein Kind, als er im Beginn zweimal gewann, und als er bemerkte, daß Nanny ihre Steine ganz mechanisch anlegte und offenbar nicht mit ihren Gedanken beim Spiel war, fragte er gutmütig:

„Kind, macht Ihnen das keinen Spaß?“

„O, außerordentlich viel!“ versicherte Nanny und wußte kaum, was sie sagte.

Das Dominospiel wurde bis um zehn Uhr ausgedehnt, dann erschien Riefje mit dem Abendbrot. Die Abendmahlzeit bestand aus appetitlichen kleinen Butterbrötchen mit Fleischauflage, aus Früchten und Wein. Herr Dudgeest schüttelte höchst bedenklich den Kopf, daß Nanny wieder so wenig essen mochte, aber Frau Dudgeest meinte, sie würde sich mit der Zeit schon gewöhnen.

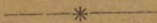
Während des Essens erhielt sie noch allerhand Anweisungen für den anderen Morgen. Um acht sollte sie unten sein und für den Frühstückstisch sorgen. Riefje steckte den Kopf in die Tür und bot den Herrschaften gute Nacht, wobei sie „das Fräulein“ nur mit einem

fühlen, feindseligen Blick streifte. Jetzt kam der große Augenblick des Schließens, das fortan Nannys Amt sein sollte. Frau Dudgeest ging mit ihr in die Küche, inspizierte den Herd und zeigte ihr, wie die Fenster mit Pflocken geschlossen und die Läden mit einer Stange verriegelt wurden. Die Zimmer wurden abgeschlossen und die Haustür zugefettet. Dann wurden die Kerzen auf den Handleuchtern angezündet und man begab sich nach oben.

Das junge Mädchen erhielt den Befehl, ihre Kerze, sobald sie ausgezogen sei, vor die Tür zu setzen.

„Ich blas das Licht gern selbst aus, wir sind so ängstlich vor Feuer,“ erklärte Frau Dudgeest. „Und wenn Sie heut Nacht etwas brauchen, man kann das nie vorher wissen, und Sie können sich nicht zurechtfinden in dem fremden Haus, dann klopfen Sie nur an meine Schlafkammertür, ich habe einen so leisen Schlaf, genießen Sie sich ja nicht. Und nun gute Nacht, mein Kind, wenn Ihnen Ihr Bett so nicht bequem ist, so müssen Sie es mir morgen früh sagen.“

Die alte Dame sagte das alles in freundlichem, mütterlichem Ton. Aber Nanny fühlte sich so reizbar, daß sie es schon als Erleichterung empfand, als die eintönige Stimme endlich schwieg. Es war warm im Zimmer, sie wollte das Fenster öffnen, besann sich aber rechtzeitig auf Frau Dudgeests Verbot. Sie zog sich eilig aus, setzte ihren Leuchter vor die Tür und ging ins Bett. Mit großen Augen starrte sie in die Dunkelheit. Sie wollte nicht denken, denn ihre Gedanken bedrückten sie wie ein Alb. Endlich war sie nicht mehr imstande, Wirklichkeit und Traum zu unterscheiden und schlief ein.



Fünftes Kapitel.

Nanny van Delten war einige Wochen in ihrer neuen Umgebung. Sie hatte sich mehr als einmal mit tragischem Ernst und komischer Verzweiflung gefragt, ob sie nun bis an das Ende ihrer Tage bei diesen alten, pedantischen Leuten bleiben würde, die sie durch ihre Beschränktheit, Umständlichkeit, kleinliche Gutmütigkeit, kurz durch alles reizten. Nach Ablauf der ersten acht Tage

hatte sie einen leidenschaftlichen Brief an ihren Vormund geschrieben, das war der Onkel, in dessen Hause sie nach Schluß der Pensionsjahre gelebt hatte. Sie hatte ihm in lebhaften Ausdrücken erklärt, daß sie es hier nicht aushalten könne. Daß sie lieber Dienstmädchen werden und grobe Arbeiten verrichten wolle, als in diesem tödenden Einerlei vor Ärger und Langeweile zugrunde zu gehen. Aber noch ehe sie den Brief beendet hatte, war sie zur Besinnung gekommen. Worüber beschwerte sie sich eigentlich? Ihr Onkel würde sie fragen, ob sie denn bei den Dudgeests schlechtes Essen oder schlechte Behandlung erdulden müsse, ob man ihr kein ordentliches Zimmer angewiesen habe? Das alles mußte sie verneinen. Die Küche war ausgezeichnet und sie wurde gänzlich wie ein Kind des Hauses gehalten. Was konnte ein Mädchen, das sich in abhängiger Stellung befand, mehr beanspruchen? Freilich, es war zum Sterben langweilig, aber das war doch kein Grund, weshalb ihr Onkel ihr wieder einen Platz in seinem Hause anbieten sollte. Nein, sie mußte sich in ihr Geschick finden und trachten, sich mit den alten Leuten einzuleben. Sie war so voll Mitleid mit sich selbst erfüllt, daß es ihr nicht einfiel, die alten Leute möchten sich auch ihretwegen mancherlei Zwang auferlegen. Sie bemühten sich, das mit einer Güte und Freundlichkeit zu tun, für die sie wohl Mannys Dank hätten erwarten können. Jetzt, wo sie hinfalliger zu werden begannen, wo der alte Herr immer heftiger von seiner Gicht geplagt wurde und Frau Dudgeest sich nicht mehr so behende im Haushalt rühren konnte, wie einst, hatten sie es sich in ihrer Einfalt hübsch gedacht, ein junges Geschöpf zu sich ins Haus zu nehmen, das ihnen Gesellschaft leisten und sie aufheitern würde. Es hatte ihnen dabei so ein sittiges, glattgeschaiteltes Mädchen vorgeschwebt, voll Ehrfurcht für die Erfahrungen des Alters erfüllt und in Einfachheit und Frömmigkeit erzogen.

Als Mannys Vormund auf die Annonce geantwortet hatte, hatte Frau Dudgeest sich sofort zu diesem jungen Mädchen hingezogen gefühlt, weil sie Waise war. Ihr Mitleid war erregt und sie hatte sich gleich mit allerhand schönen Zukunftsplänen getragen. Sie dachte keinen Augenblick an die Möglichkeit, daß es dem jungen Mädchen nicht bei ihnen gefallen könnte, sie würden sie wie

eine Tochter behandeln und dafür würde das Kind sie wie eine Tochter lieben und sie würden noch nach ihrem Tode für sie sorgen.

Und nun war plötzlich der fremde Vogel in dieses stille Nest geflogen. Sie hatten schon verwundert drein-geblüht, als dies schlanke Mädchen mit dem roten Kraus-kopf und den eigentümlichen Augen, deren Farbe sich nicht bestimmen ließ, angekommen war. Sie begriffen nicht, daß einige Menschen sie hübsch fanden. Aber auf das Äußere wollten sie nichts geben und sie nahmen sie trotz-dem herzlich bei sich auf. Sie hatten natürlich keine Ahnung, was in dem Mädchen vorging. Sie begriffen überhaupt nicht, daß junge Mädchen verstanden und be-sonders genommen sein wollten. Sie fanden sie nur eigentümlich und beschloßen Geduld mit ihr zu haben. Sie blickten sich einstweilen unsicher an, wenn Nanny von Dingen redete, von denen sie nie gehört hatten oder laut herauslachte, wo es ihrer Meinung nach gar nichts zu lachen gab. Der alte Herr schüttelte oft bedenklich den Kopf und meinte, daß es nie gehen würde, aber seine Frau ermahnte ihn, Geduld zu haben. Die Erziehung des Mädchens war wohl etwas vernachlässigt, mit der Zeit würde es ihr schon gelingen, sie auf den rechten Weg zu bringen.

Aber Nanny wollte nicht auf den rechten Weg gebracht werden, sie widersetzte sich mit aller Entschiedenheit und machte sich über Frau Dudgeests Umständlichkeit und über Herrn Dudgeests Gewohnheiten lustig. Sie verkündete neue Theorien betreffs des Haushaltens. Im Anfang fand sie sogar eine angenehme Abwechslung darin, genau das Entgegengesetzte von dem zu tun, was Frau Dudgeest ihr mit so viel Umständlichkeit beigebracht hatte. Dann wieder fühlte sie sich wieder völlig mutlos und stumpf und tat mechanisch, was von ihr verlangt wurde. Gelegentlich kamen ihr auch Aufwallungen von Dankbar-keit, weil die alten Leute trotz ihrer Ungezogenheiten so unverändert freundlich zu ihr blieben. Sie war dann mit den besten Vorsätzen erfüllt, aber es dauerte nicht lange, so kribbelte das Blut wieder in ihren Adern und die Eintönigkeit begann wieder bleischwer auf ihr zu lasten.

Von Dora hatte sie ein paar Postkarten aus der

Schweiz erhalten, sie hatten gutes Wetter und verlebten herrliche Zeiten. Nanny antwortete mit ein paar Worten, daß es ihr gut ginge.

Anfang Oktober kam dann endlich ein ausführlicher Brief von der jungen Frau.

Sie hatten sich jetzt im Haag niedergelassen und bewohnten eine reizende Villa am Scheveninger Weg. Sie waren entzückend eingerichtet. Der Salon war ganz in hellblau, die Möbel aus italienischem Nußbaum mit Gold. Das Eßzimmer in dunkelroth. Besonders behaglich war das Studierzimmer ihres Mannes, mit den türkischen Vorhängen und den tiefen, bequemen Lehnstühlen. Für das Schlafzimmer hatten sie silbergraue Kretone mit Rosenknospen gewählt. Das Fremdenzimmer war auch sehr nett eingerichtet.

Auf der Reise hatten sie sehr viel Schönes gesehen. Die Hotels in der Schweiz waren einfach stilvoll. In Oberitalien ließen sie hingegen vieles zu wünschen übrig. Es war dort überall schmutzig, man bekam auch schlechtes Essen. In Venedig hatte ihr Mann ihr ein prachtvolles Armband gekauft.

Nanny legte den Brief enttäuscht aus der Hand. Dora schrieb ebenso banal und unbedeutend wie früher. Sie hatte den Mann, den sie liebte, geheiratet, sie hatte vielleicht die schönste Zeit ihres Lebens mit ihm auf Reisen verlebt, und sie wußte von nichts anderem zu berichten, als von ihren Möbeln und den Hotels. Von den Eindrücken, die sie angesichts all dieser Herrlichkeiten bestürmt hatten, schrieb sie kein Wort, sie erwähnte nicht einmal das große Glück, das ihr zuteil geworden.

Nanny zerknüllte den Brief ärgerlich zwischen den Fingern. War Dora denn wirklich so kalt und gleichgültig oder fühlte sie ihr Glück entweicht, dadurch, daß sie ihre liebste Freundin daran teilnehmen ließ?

Nanny antwortete, aber auch Dora mochte sie nicht mit Klagen kommen. Sie gab nur eine komische Schilderung von den Zuständen im Hause von Herrn und Frau Dudgeest: Zweimal hatten sie abends Besuch gehabt, das war ein Ereignis gewesen, welches das ganze Haus in Aufregung versetzte. Einmal waren der Pastor und die beiden Doktoren des Ortes mit ihren Ehehälften geladen

gewesen. Es wurde l'Hombre gespielt. Die Damen tranken Limonade und die Herren Glühwein. Der Notar war ein Vocatius. Nanny hatte seinen Glühwein so stark gemacht, daß ihm die Tränen in die Augen kamen und er anfang, allerhand zweifelhafte Wiße zu machen. Die Pastorin hatte sehr geschwollen dreingesehen, und seine eigene Frau hatte ihn überreden wollen, Wasser zu seinem Glühwein hineinzugießen, was ihr jedoch nicht geglückt war. Frau Dudgeest hatte dann hinterher erklärt, daß der Notar sich sehr sonderbar aufgeführt habe. Das zweite Mal hatte die Lustbarkeit in einem „Lämmertee“ bestanden, zu welchem vier alte Jungfern entboten waren. Nanny war beauftragt worden, das Gebäd einzukaufen und da hatte sie absichtlich die härtesten Kuchen ausgesucht, die im Orte aufzutreiben gewesen waren, und als sich dann abends all die schlechten und falschen Zähne vergeblich gemüht hatten, mit den steinharten Kuchen fertig zu werden, hatte sie boshafterweise mit ihren gesunden jungen Zähnen die härtesten Mandeln genussert.

Troß dieser scherzhaften Berichte schien Dora herauszufühlen, daß ihre Freundin sich nicht glücklich in ihrer Umgebung fühlte, denn ihr nächster Brief enthielt die Nachschrift:

„Wenn du dich gar so sehr langweilst bei den alten Leuten und es gar nicht aushalten kannst, so komm doch vorläufig erst zu uns. Otto und ich würden uns so freuen, wenn du uns den Winter über Gesellschaft leistetest.“

Nanny schüttelte den Kopf. „Hallmers möchte ein schönes Gesicht machen, wenn ich jetzt schon bei ihnen einzöge, wo sie erst ein paar Monate verheiratet sind!“

Der November mit seinen kurzen, dunklen Tagen brachte keine andere Abwechslung in Nannys Leben, als daß der Fluß, nachdem es drei Tage hintereinander gestürmt hatte, über seine Ufer trat. Viele Häuser standen bis zum Erdgeschoß im Wasser. Es war eine unheimliche Nacht, niemand mochte zu Bett gehen. Man hoßte schlaftrunken im Wohnzimmer und horchte ängstlich auf das Brüllen des Sturmes. Nur Nanny hätte aufjubeln mögen bei jedem Windstoß, der das Haus erzittern ließ. Sie lebte wieder auf bei dieser Unterbrechung des täg-

lichen Einerlei. Riekje war vor Kälte zitternd und mit verstörter Miene hereingekommen:

„O Gott! O Gott! Sie sagen, das Wasser stünde schon in der Deichstraße.“

„Ich habe es ja schon lange gefühlt, daß wir Unwetter bekämen,“ seufzte Herr Dudgeest, umsonst habe ich nicht dieses fürchterliche Stechen in der Hüfte während der letzten Tage gehabt. Ich weiß mich nicht an solch heftigen Sturm zu erinnern. Was fangen wir einmal an, wenn morgen die Straßen unter Wasser stehen?“

„O, wie das herrlich wäre!“ sagte Nanny.

„Herrlich?“ wiederholte ihre Prinzipalin entrüstet. „Pfui, Kind, schämen Sie sich, man soll Gott nicht versuchen, mit den Elementen ist nicht zu spotten.“

Der Sturm nahm zu. Laternen wurden umgerissen und stürzten klirrend zu Boden, die jungen Bäumchen am Ufer wurden entwurzelt. Hin und wieder hörte man auf der Straße dumpfes Geschrei. Frau Dudgeest lief zu Tode geängstigt von einem Fenster an das andere. Ihr Mann erzählte eine Geschichte von einer Überschwemmung, welche sein Vater erlebt hatte, aber niemand hörte ihm recht zu.

Riekje schlug vor, Kaffee zu kochen, weil das Aufbleiben sonst gar so ungemütlich sei. Nanny war wohl innerlich nicht so ruhig, wie sie sich den Anschein gab, aber es tat ihr doch leid, als das Tosen des Sturmes nachließ, so daß man beschloß, in Gottes Namen schlafen zu gehen...

Von Schlafen konnte in dieser Nacht freilich nicht viel die Rede sein.

Am nächsten Morgen war die ganze Stadt in Aufruhr. Verschiedene Straßen waren überschwemmt, Bäder, Schlächter, Milchmann ließen stundenlang auf sich warten oder blieben ganz aus. Herr Dudgeest stand den ganzen Tag am Fenster und kam nicht aus der Aufregung heraus. Seine Frau hatte das Ereignis so außer Fassung gebracht, daß sie im Bett bleiben mußte. Nanny ließ sich trotz des entrüsteten Protestes, der sich gegen ihr Vorhaben erhob, nicht zurückhalten, sondern ging in den Sturm hinaus, um sich die Verwüstung in der Nähe zu besehen. Gegen Abend flaute der Sturm ab und das Wasser

begann zu fallen. Nach ein paar Tagen war wieder alles im alten Geleise.

Das St. Nikolausfest brachte auch nicht viel Abwechslung ins Haus. Von einer richtigen Feier war schon seit Jahren bei den alten Leuten keine Rede mehr. Man begnügte sich damit, den Tag dadurch auszuzeichnen, daß man am Abend Glühwein trank und Krapfen — eine Spezialität von Riefje — dazu verzehrte.

Vielleicht würde Frau Dudgeest es gern gesehen haben, wenn Nanny eine Handarbeit für sie gemacht hätte, aber das Haus war so reichlich mit Antimafassars, Fußbänken und Rüdentissen versehen, daß es schier nichts mehr zu schenken gab. Am Mittag überreichte Frau Dudgeest ihrer „Stütze“ ein paar mächtige Braunkuchen und ein mit roter Seide gefüttertes Arbeitskörbchen. Nanny, die eine Abneigung gegen Braunkuchen hatte und für das Körbchen keine Verwendung wußte, dankte kühl, bereute ihre Undankbarkeit jedoch alsbald, als sie das enttäuschte Gesicht der alten Dame sah.

Mit der Eilschiffpost war ein Paket aus dem Haag für Fräulein van Delten gekommen. Außer allerhand Kleinigkeiten, wie Eau de Cologne, feine Seife und Parfüm enthielt es ein Armband aus venezianischem Gold und eine hochelegante Bonboniere. Es konnte kein Zweifel darüber sein, daß die junge Frau Hallmers die gütige Geberin war. Die alten Leute freuten sich wie die Kinder, als Nanny all diese Herrlichkeiten auspackte. In Nanny erregte der Anblick dieser kostbaren, eleganten Sachen ein bitteres Gefühl, so dankbar sie der Freundin für ihre freundliche Absicht war. Die Farblosigkeit ihres eigenen Lebens kam ihr mal wieder so recht deutlich zum Bewußtsein.

Die Verstimmung hielt noch an, als sie abends mit den alten Leuten am Tische saß, auf dem die Terrine mit dem dampfenden Punsch und die Schüssel mit den hochaufgestapelten Krapfen stand. Sie sprach kaum und verdarb die gute Laune der beiden Alten.

„Nanny,“ sagte die alte Dame schließlich, „ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Bitte sehr!“ entgegnete das junge Mädchen, aus ihren Grübeleien auffahrend.

„Ja, mein liebes Kind, ich habe schon wiederholt

mit meinem Manne darüber gesprochen und ich glaube, es wird Zeit, daß wir auch einmal mit Ihnen darüber sprechen. Sagen Sie uns einmal ganz aufrichtig, sind Sie nicht gern bei uns oder finden Sie, daß wir nicht gut zu Ihnen sind?“

„Gern?“ wiederholte Nanny langsam und gedanken-
voll, „gern?“ und sie war im Begriff loszubrechen. Sie
besann sich jedoch rechtzeitig und fügte dann rasch hinzu:
„Doch, doch, Sie sind ja so gut zu mir.“

„Ich glaub' auch nicht, daß Sie Grund zu irgend
welchen Klagen haben,“ meinte Frau Dudgeest, „aber
warum sind Sie dann nicht etwas freundlicher und lustiger.
Wir haben Sie in unser Haus genommen, um etwas
Aufmunterung in unseren alten Tagen zu haben, wir
hatten uns das so gedacht, wir bekämen ein junges Mäd-
chen ins Haus, das uns Alten ein bißchen aufheiterte,
mal 'n Liedchen sänge, oder uns etwas erzählte, kurz und
gut, uns in angenehmer Weise Gesellschaft leistete. Aber
Sie sind selten lustig und wenn Sie es sind, ist es in
einer Weise, die uns nicht recht gefällt. Wenn Ihnen bei
uns irgend etwas nicht paßt, so brauchen Sie es ja
nur zu sagen, man könnte dann sehen, ob sich es
ändern läßt.“

„Nein, nein, das ist es nicht,“ antwortete Nanny.
„Sie müssen nicht darauf achten, — wenn ich still bin, so
kommt es wohl daher, weil ich es früher lebhafter ge-
wöhnt gewesen bin, hier ist es manchmal bißchen eintönig
und langweilig.“

„Langweilig und eintönig?!“ entrüstete sich der Haus-
herr. „Mutter, hast du schon einmal gehört, daß es
in Overijssel langweilig sein sollte? wir haben eine rege
Schiffahrt und zweimal in der Woche ist Markt. Dann
haben wir die Garnison, noch neulich ist meine Frau
mit Ihnen nach dem Mühlenfeld hinausgegangen und
da haben Sie dem Exerzieren zusehen dürfen. Wir sind
hier geboren und haben unser ganzes Leben lang hier
gewohnt. Wir sind hier auch jung gewesen, aber eintönig
haben wir es hier nicht gefunden. Die jungen Leute
sind heutzutage wohl anders, als wir damals waren, ich
für mein Teil wenigstens versteh Sie nicht.“

Hier machte Herr Dudgeest eine Pause, um sich
wieder den Krapfen zu widmen, ehe sie völlig kalt würden

und seine Frau benutzte die Gelegenheit, um ihrerseits ihre Meinung zu dem Thema zu äußern:

„Nein, Nanny, wenn Sie auch aus einer größeren Stadt kommen, so dürfen Sie doch nicht vergessen, daß Sie in ganz einfachen Verhältnissen groß geworden sind, das hat ihr Vormund uns ja selbst geschrieben. Für ein Mädchen, das keine großen Ansprüche machen kann, gibt es hier doch am Ende genug Abwechslung. Außer den Vergnügungen, welche mein Mann da eben erwähnt, existiert hier noch ein Gesangsverein — ich weiß, ich weiß, Sie wollen mich unterbrechen und sagen, daß Sie nicht singen können, als ob es darauf ankäme! so im Chor merkt man das gar nicht, nein, ich glaube, deshalb würde man Sie ruhig nehmen, und wenn Ihnen darum zu tun ist, dann will ich wohl sehen, daß ich Sie da hineinfriege. Und dann ist da ja noch das Damenkränzchen, wo sie so wunderhübsche Stücke mit verteilten Rollen lesen, ich glaube einmal im Monat. Hätten Sie nicht Lust, da einzutreten. Von Zeit zu Zeit sehen wir auch mal jemanden abends bei uns, und daß wir immer bereit sind, des Abends 'ne Partie Domino mit Ihnen zu spielen oder ausnahmsweise auch mal Whist, das wissen Sie ja. Nein, Kind, von Eintönigkeit kann keine Rede sein.“

„Sie haben ja so recht!“ sagte Nanny, mit dem ernstesten Gesicht von der Welt und bemühte sich völlig überzeugt auszusehen. „Es ist hier eigentlich ein recht anregendes Leben, mit der Zeit werde ich das wohl einsehen lernen.“ Herr Dudgeest hatte die unklare Empfindung, als ob dieses rothaarige Geschöpf mit den boshaft schillernden Augen die Pietätlosigkeit so weit treiben könne, sich über ein paar erfahrene alte Leute lustig zu machen, in dem harmlosen Gemüt seiner Gattin schlummerte jedoch nicht der leiseste Verdacht. Ganz gerührt über die ungewohnte Nachgiebigkeit schloß sie das Mädchen in ihre Arme und rief: „Sehen Sie, das ist recht, es ist ja auch gar nicht anders möglich, als daß es Ihnen bei uns gefallen muß.“

Sechstes Kapitel.

Der Dezember zog mit grauen und melancholischen Tagen vorüber. Nanny liebte den Eissport und versprach sich viel Vergnügen und Abwechslung von dem Schlittschuhlaufen auf dem ausgedehnten Fluß. Hin und wieder fror es auch in der Nacht, aber jedesmal, wenn man daran dachte, die Schlittschuh hervorzuholen, schlug der Wind nach Süden um und brachte Tauwetter.

Neujahr kam heran. Herr und Frau Dudgeest beschenkten Nanny jeder mit einem Geldstück und sie bemühte sich, diesmal aufrichtig dankbar zu sein, obwohl ihr auch diese Gabe nicht die mindeste Freude verursachte.

Gelegentlich setzte sie die alten Leute in Erstaunen, wenn sie bei Sturm und Hagelwetter um die Erlaubnis bat, spazieren gehen zu dürfen und dann in einer gewissen Ausgelassenheit mit roten Backen nach Haus kam, wo das Ehepaar sie kopfschüttelnd empfing.

Mittlerweile glitt ihr Leben in ewigem Einerlei vorüber. Des Morgens war sie im Hausstand beschäftigt, am Nachmittag saß sie über eine Handarbeit gebeugt oder begleitete Frau Dudgeest auf einem Spaziergang.

Schließlich schrieb sie doch an ihren Vormund, daß sie dieses Leben nicht länger ertragen könne, er möge ihr behilflich sein, eine andere Stellung zu finden. Sie erhielt einen sehr kühlen Brief zurück, in welchem er ihr mittheilte, daß er niemals die Hand zu einem so törichten Streich bieten würde. Sie hätte eine ausgezeichnete Stellung, gutes Gehalt, vorzügliche Kost, liebevolle Behandlung. Wollte sie das alles um einer kindischen Laune willen wegwerfen, so müsse sie ja wissen, was sie täte, auf seinen Beistand aber dürfe sie dann nicht mehr rechnen. — Auch in ihren Briefen an die Freundin hatte sie wohl einmal geklagt. Dora schrieb ihr:

„So laß dich doch nicht so lange quälen, gib die Stellung bei den alten Leuten auf und komm vorläufig erst zu uns. Du kannst dich von hier aus in aller Ruhe um etwas anderes bemühen und entscheidest dich nicht eher zur Annahme, bis du etwas gefunden hast, das dir in jeder Hinsicht zusagt. So komm doch, es kann ein so

gemüthlicher Winter werden, du störst uns wirklich nicht im geringsten.“

Wie verführerisch der Vorschlag war! Nanny schloß die Augen und malte sich aus, wie es sein würde, wenn sie auf unbestimmte Zeit zu den Hallmers auf Besuch ging. Von all dem Luxus und Komfort umgeben, in welchem sie sich so heimisch fühlte, jung sein, leben dürfen! All die Vergnügen im Haag, diesem lustigen, lachenden Haag, von dem sie so viel gehört hatte und den sie noch nicht kannte. Sie war doch noch so jung und verlangte so brennend nach dem Leben, dem richtigen Leben, voll von Aufregungen und Genuß!

Aber dann schüttelte sie die weiche Stimmung ab und rief ihren Stolz zuhülfe. Was für ein feiges, erbärmliches Geschöpf sie ward! Ihr Onkel hatte wirklich recht, sich über sie zu erbosen, wie manches Mädchen in abhängiger Stellung mochte sie beneiden! es fehlt ihr jedes Rückgrat und sie verstand es nur nicht, sich den Verhältnissen anzupassen. Aber das war doch kein Grund, das Gnadenbrot zu essen und einer jungverheirateten Freundin zur Last zu fallen, denn daß Dora ihr Besuch wirklich so willkommen sein würde, wie sie es ihr in ihrer übergroßen Güte einreden wollte, das war nicht außer allem Zweifel.

Allmählich kam eine Gleichgültigkeit über sie, die an Stumpfsinn grenzte. Sie nahm das Leben widerstandslos hin, wie es sich ihr bot, sie bemühte sich nur, das zu vergessen, was sie sich früher unter dem Leben vorgestellt hatte. Sie versuchte wie die Alten ihre Befriedigung im guten Essen und Trinken zu finden und gab sich wirklich Mühe, dem Dominospiel seine Reize abzugewinnen. Dennoch sahen die beiden alten Leute sich zuweilen bedenklich an. Herr Dudgeest sprach seine Abneigung gegen „die rot-haarige Person“ ganz unverhohlen aus, aber seine Frau war entschlossen, sich auch fernerhin in Geduld zu üben. Sie hatte trotz allem eine Zuneigung zu dem Mädchen gefaßt, wahrscheinlich, weil die Vorstellung, daß sie eine Tochter gleichen Alters hätte haben können, sie rührte.

Der Frühling kam spät, aber als er endlich seinen Einzug hielt, entfaltete er auch eine ungewöhnliche Pracht.

Es war Ende April. Es regnete, so ein warmer

Frühlingsregen, bei dem man es förmlich wachsen sieht. Nanny ertrug es nicht länger, im Hause zu sitzen, und brachte Frau Dudgeest wieder einmal außer Fassung durch die Bitte, spazieren gehen zu dürfen.

„Kind, bei dem Regen! Wie kommen Sie nun auf solch wunderlichen Einfall!“

„Ach, das bißchen Aprilregen schadet nichts!“ rief Nanny und schlüpfte, ohne eine bestimmte Erlaubnis abzuwarten, in ihren Regenmantel und schlug die Haustür hinter sich zu.

Frau Dudgeest schüttelte den Kopf. „Hoffentlich hat sie Gummischuhe angezogen, der Schuhläufer ist erst heute morgen frisch gelegt, sie ist so gedankenlos in diesen Dingen.“

Herr Dudgeest war in diesen Tagen sehr von Gicht geplagt und antwortete deshalb gereizter als sonst:

„Ja, eigentlich haben wir nur Last von ihr, wir sind ja rein töricht, daß wir sie nicht gehen lassen.“

„Na, na!“ suchte seine Frau ihn zu besänftigen, „ich glaube, der Regen läßt schon nach.“

Nanny hatte den gewohnten Spaziergang am Fluß entlang eingeschlagen. Sie gelangte bald vor das Tor, wo die Anlagen neu geschaffen waren. Sie machten wohl einen etwas puppenhaften und gekünstelten Eindruck mit dem Miniaturteich, auf dem die stattlichen weißen Schwäne riesig erschienen, mit den kleinen Brücken, pedantisch abgezirkelten Rabatten und den spärlichen Schatten spendenden jungen Bäumen. Aber bei dem Frühlingswetter erschien selbst dieses von Menschenhand geschaffene Stüdchen Natur lieblich.

Es hatte zu regnen aufgehört, die Sonne stand schon wieder am Himmel und spiegelte sich in den unzähligen kristallinen Tropfen, die an den jungen Blättern und Zweigen hingen. Federleichte weiße Wölkchen trieben hoch oben durch die Luft, die Wiesen jenseits des Flusses breiteten sich wie ein weicher grüner Sammetteppich aus. —

Nanny ließ sich auf einer Bank in den Anlagen nieder. Sie lauschte auf das Zwitschern der Vögel, sog gierig die Frühlingsluft ein und fühlte sich wie neugeboren. Die dumpfe Gleichgültigkeit, in der sie während der letzten Wochen gelebt hatte, die Resignation, mit der sie sich zu wappnen getrachtet hatte, fielen von ihr ab.

Sie fühlte mehr denn je, daß sie zwanzig Jahre alt war, daß sie ein Unrecht hatte auf Lebensgenuß und Liebe. Sie wollte ihre Jugend genießen, ihre unwiderbringliche Jugend, sie wollte sich nicht hier in diesem elenden Nest einsperren lassen! Sie mußte in die Welt hinaus!

Aber wohin? in eine neue Stellung, wo sie es vielleicht viel schlechter treffen würde als bei den Dudgeest? Nein, für sie gab es draußen in der Welt keinen Genuß, nur Enttäuschung. Sie stampfte in ohnmächtigem Zorn mit dem Fuß auf, das schwache Fünkchen Mut, das die Frühlingssonne in ihr entfacht hatte, erlosch; fröstelnd erhob sie sich, es war als ob aller Glanz um sie her sich plötzlich verdunkelt hätte. Und die Wolken zogen sich wirklich wieder zusammen, es wurde plötzlich finster, gleich darauf fielen große Tropfen. Nanny achtete nicht darauf, sie setzte ziellos ihre Wanderung durch die Anlagen fort. Als der Regen stärker zu fallen begann, entschloß sie sich, heimzukehren. Sie war noch keine zehn Schritt gegangen, als der Regen plötzlich in Strömen herabstürzte — ein förmlicher Wolkenbruch. Im Nu war der Boden durchweicht und die Tropfen spritzten hoch empor. Lange würde das Unwetter nicht anhalten, die graue Wolkenwand klappte schon auseinander und es begann heller zu werden. Aber einen Unterschlupf gab es hier nicht, der Regen floß von ihrem Hut und ihrem Mantel herab, es kümmerte sie nicht, dieser Aufruhr der Elemente wirkte wie erlösend, ihre Gedrücktheit schlug in Übermut um.

„Toller! toller!“ rief sie laut aus, als ihr einen Augenblick lang bei den niederklatschenden Wassermassen Hören und Sehen verging. Sie lief wie ein Gassenjunge durch die größten Pfützen, so daß ihr das Wasser zu den Knöpfstiefeln wieder herauslief. Die Straßen lagen wie ausgestorben, jeder hatte sich vor dem Ausbruch des Unwetters in Sicherheit zu bringen gewußt. Noch ehe sie die Stadt erreichte, hörte es auf zu regnen. Die Vorübergehenden starrten das junge Mädchen in dem grauen Regenmantel, der vor Nässe buchstäblich schwarz war, verwundert an. Aber sie lachte hell auf über all die mitleidigen und erstaunten Blicke, die sie trafen und freute sich schon im voraus auf die Entrüstung, die sie zu Hause durch ihren aufgelösten Zustand hervorrufen würde. Jetzt, wo es nicht mehr regnete, schlenderte sie gemächlich die

Straße hinunter und klingelte gelassen an der Haustür, als ob sie gar keine Eile habe, eingelassen zu werden.

Sie hörte Stimmen auf dem Korridor. Riefje öffnete ihr, und gleichzeitig gewahrte sie Frau Dudgeest, die mit ängstlicher Miene aus der Eßzimmertür spähte.

„Um Himmelswillen vorsichtig! Riefje, zieh ihr den Mantel aus und laß sie auf die Fußmatte treten. Psui! Rind, wie sehen Sie aus, was brauchten Sie auch bei dem Regen auszulaufen!“

„Ach, das bißchen Regen!“ lachte Nanny und sprang mitten auf den Korridor. Wohin sie trat hinterließ sie feuchte, dunkle Schmutzspuren, das Wasser leckte von ihrem Hut und floß aus ihren Haaren mitten über ihr Gesicht.

„Meine saubere Diele!“ jammerte Riefje und Frau Dudgeest wurde böse, so böse, wie Nanny es der gutmütigen alten Dame nicht zugetraut hätte.

„Augenblicklich ziehen Sie den nassen Mantel und die Stiefel aus und dann kommen Sie hier herein!“

Das junge Mädchen gehorchte unwillkürlich und lachte über Riefjes wütendes Gesicht.

„So stell dich doch nicht so an um das bißchen Wasser!“

„Ja, Sie haben gut reden! Sie rühren keinen Finger, daß der Dreck hier wegkommt!“ brummte Riefje, höchlichst erbozt über die Frivolität des jungen Mädchens.

Nanny trat in das Zimmer. Frau Dudgeest lief aufgereggt auf und ab, der alte Herr saß am Fenster, bemühte sich jedoch aufzustehen, als die „Stütze“ seiner Frau mit hochgeröteten Wangen und vor Übermut blühenden Augen eintrat.

„Sehen Sie sich hier hin!“ sagte er heftig, „und nehmen Sie gefälligst eine andere Miene an, Sie haben keinen Grund zu lachen! Sie sehen, meine Frau ist ganz außer sich. Wir haben hier gegessen und uns um Sie geängstigt, weil Sie in dem Unwetter draußen waren, in Todesangst haben wir gegessen! Was brauchen Sie auszugehen, wir hatten es Ihnen nicht einmal erlaubt, das geht denn doch wirklich zu weit....“

„Daß sie nun erst etwas Warmes nehmen,“ fiel seine Frau ihm in die Rede.

„Hier, trinken Sie den Anisette, und dann gehen Sie schnell hinauf und ziehen Sie sich trocken an. Heute

abend bring ich Ihnen einen Kamillentee ans Bett, Sie haben sich natürlich schrecklich erkältet.“

„Ich danke für alles,“ sagte Nanny kurz.

„Siehst du wohl, das hast du von deiner Gütmütigkeit!“ sagte Herr Dudgeest ärgerlich. „Sagen Sie mir jetzt, warum Sie ausgegangen sind,“ wandte er sich in strengem Ton an das junge Mädchen.

„Um mich zu amüsieren.“

„Zu amüsieren?“ wiederholte er, aber seine Frau unterbrach ihn wieder.

„Nein, Dudgeest, laß uns da nun nicht weiter darüber reden. Machen Sie, daß Sie trodenes Zeug auf den Leib bekommen, Kind, und kämmen Sie sich Ihr Haar, Sie sehen durchaus nicht aus, wie es sich für ein anständiges Mädchen schickt. So, geben Sie mir die Hand, und versprechen Sie, daß so etwas nicht wieder vorkommen soll, dann soll es alles vergeben und vergessen sein.“

„Nein, ich verspreche nichts!“ brach Nanny plötzlich los. „Ich will mich wenigstens noch frei bewegen können. Ich will mich nicht ganz zur Mumie machen lassen. Es ist wahrhaftig genug, daß ich mich hier zu Tode langweile und mich, niemand weiß wie sehr, nach ein wenig Abwechslung sehne. Wenn ich es im Hause nicht mehr aushalten kann, so gehe ich hinaus, einerlei, ob es regnet oder schneit, das kümmert mich nicht.“

„Kind!“ rief Frau Dudgeest erschreckt aus, „was schwärzen Sie da für dummes Zeug! was meinen Sie eigentlich?“

„Was ich meine?“ schrie Nanny jetzt ihr ins Gesicht, „daß ich verrückt werde, wenn ich hier noch länger bleibe! Ich kann nicht! Ich habe versucht, mich einzugewöhnen, ich habe mein möglichstes getan. Die Langeweile schnürt mir die Kehle zu, ich denke manchmal, ich müßte ersticken! Ich habe versucht, gleichgültig dagegen zu werden, aber heute habe ich es erst wieder gefühlt, daß es alles nichts hilft, ich gewöhne mich nie an dieses Leben hier, ich muß in die Welt hinaus!“

Die alte Frau sah das Mädchen mit blöden Augen an, sie war so außer Fassung gebracht, daß sie kein Wort zu sagen wußte, aber Herr Dudgeest geriet durch dieses Übermaß von Impertinenz vollends in Zorn.

„Schämen sollten Sie sich!“ Er schleuderte ihr seine

Verachtung förmlich ins Gesicht. „Gehen Sie doch, je eher, je lieber! Aber wagen Sie zu behaupten, Sie hätten es nicht gut bei uns gehabt? Oder wollen Sie hingehen und sagen, wir hätten Sie schlecht behandelt?“

„Nein,“ sagte Nanny, die sich immer mehr aufregte. „Gut habe ich es hier gehabt, ausgezeichnet sogar! Aber das ist es gerade, was mir so unerträglich wird! Dieses ewige Gutsein! Ich glaube, ich hätte es eher ertragen, wenn ich gelegentlich kein Essen bekommen oder gescholten, meinetwegen sogar geschlagen worden wäre! Das wäre doch wenigstens Leben und Bewegung gewesen! Diese ewige Güte hat mich so geärgert, ich habe sie nun satt!“

Sie war aufgesprungen und stürmte zur Tür hinaus, die beiden Alten in sprachloser Verwunderung zurücklassend. Einen Augenblick blieb es still, dann sagte Herr Dudgeest:

„Du wirst dich erinnern, Mathilde, daß ich dir manchmal gesagt habe, es käme mir vor, als ob bei diesem jungen Mädchen da oben — er machte eine bezeichnende Bewegung — nicht alles in Ordnung sei, jetzt fürchte ich allen Ernstes, sie ist nicht normal.“

Die alte Dame schlug jammernd die Hände zusammen: „Dudgeest, das ist ja entsetzlich! das arme Kind!“

„Sie muß aus dem Hause!“

„Ja, ja, behalten können wir sie nicht, so etwas ist zu gefährlich. Wahrscheinlich wird sie auch nicht bleiben wollen, oder sollte das nur so ein Einfall von ihr sein, der wieder vorüber geht?“

„Das kann ich nicht wissen und es ist mir auch einerlei, sie kommt aus dem Hause, dabei bleibt es,“ wiederholte Herr Dudgeest mit großer Entschiedenheit.

„Ja, ja, Dudgeest, aber doch nicht gleich morgen. Ich glaube ja auch nicht, daß es gut ist, wenn wir sie noch länger behalten, aber laß uns doch erst einmal abwarten, was sie sagt, wenn sie wieder herunterkommt.“

Als Nanny auf ihrem Zimmer saß und zur Besinnung kam, wunderte sie sich über den Ausbruch. Es war eigentlich gar kein Grund dafür vorhanden gewesen, sie hatte sich von ihrem Gefühl fortreißen lassen. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr, also was nun tun? Sollte sie an ihren Onkel schreiben und ihm der Wahrheit gemäß mit-

theilen, daß sie Herr und Frau Dudgeest ihre Stellung in ungezogener, ja geradezu beleidigender Weise aufgesagt hatte? Sie wußte im voraus, welche Antwort darauf erfolgen würde. Es blieb ihr also nichts übrig, als die dringliche Einladung von Dora Hallmers anzunehmen. Aber während sie ein paar Zeilen an die Freundin schrieb, hatte sie die Empfindung, etwas entschieden Unrechtes zu tun, so daß sie unwillkürlich laut vor sich hinsagte:

„Ich werde ja nicht lange dableiben. Ich kann mich sofort um eine andere Stellung bemühen.“

Als sie den Brief fertig hatte, ging sie hinunter und bat die Frau Dudgeest in einer Aufwallung von Reue um Verzeihung. Sie wiederholte nun in ruhigem, bescheidenem Ton, daß das Leben hier für sie unerträglich sei, daß sie ihre Heftigkeit von soeben jedoch lebhaft bereue und hoffe, Herr und Frau Dudgeest würden ihr das nicht nachtragen.

Der alte Herr sah sie ziemlich mißtrauisch an, aber Frau Dudgeest hatte schon wieder Tränen in den Augen vor Rührung, sie begriff nicht, was das Mädchen eigentlich wollte, aber wenn sie sich hier so unglücklich fühlte, war es wohl sicher das Beste, sie ginge.

Doras Antwort kam umgehend. Sie und ihr Mann freuten sich aufrichtig auf ihren Besuch, sie möge nur so bald wie möglich schreiben, wann man sie erwarten dürfe.

An einem hellen Frühlingsmorgen stand Nanny reisefertig. Zum letzten Mal saß sie mit den beiden alten Leuten am Frühstückstisch. Alle drei standen unter dem Eindruck der Trennung. Herr Dudgeest war froh, „die Person mit den roten Haaren“ aus dem Hause zu bekommen, er hatte sich nie recht an ihr Wesen gewöhnen können, aber seit dem letzten Auftritt hatte er förmlich Angst vor ihr. Dieses letzte Gefühl theilte seine Frau, aber sonst tat es ihr innig leid, daß das junge Geschöpf nun wieder in die Welt hinaus mußte. Und Nanny hatte ein unklares Gefühl, als ob sie im Begriffe stehe, eine große Thorheit zu begehen. Diese friedliche Stille und Eintönigkeit, alles, was sie bisher geärgert hatte, erschienen ihr plötzlich wie ein sicherer Hafen, ein Zufluchtsort. War sie nicht bodenlos leichtsinnig, das alles geringschätzig wegzuwurfen und vielleicht wirkliches Elend da-

gegen einzutauschen. Torheit! das war eine momentane Schwäche, die sie bald abschütteln würde! Aber als sie dann vor Frau Dudgeest stand und ihr die Hand zum Abschied hinstreckte, bemühte sie sich doch vergebens, ihrer zitternden Stimme Festigkeit zu geben:

„Ich weiß nur zu gut, daß Sie mir keine freundliche Erinnerung bewahren werden, liebe Frau Dudgeest. Ich habe mich nicht darnach benommen. Aber es würde mir so leid tun, wenn Sie mich für undankbar hielten. Das bin ich wirklich nicht! wir paßten nur nicht zueinander, das war alles.“

„Ich fürchte es auch, Nanny,“ sagte die gute Alte. „Aber ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Ihnen ferner gut ergehen möge, lassen Sie uns gelegentlich einmal etwas von sich hören.“

Der Hausherr fühlte sich weniger großmütig aufgelegt und beantwortete Nannys Abschiedsgruß mit ein paar steifen Worten.

„Klaas von der Bahn“ übernahm wieder die Sorge um Nannys Koffer. Riekje wartete an der Haustür. Sie sollte „das Fräulein“ zum Bahnhof geleiten; seit Monaten hatte sie keinen Auftrag erhalten, den sie so bereitwillig ausgeführt hätte.

Nanny ging stumm neben dem Mädchen durch die Straßen, die an dem hellen Aprilmorgen ungewöhnlich freundlich aussahen. Es war niemand aus der Stadt an der Bahn, um ihr Adieu zu sagen, sie hatte es nicht verstanden, sich Freunde zu machen. Sie expedierte ihr Gepäck und löste sich eine Fahrkarte, dann entließ sie Riekje mit einem versöhnlich stimmenden Trinkgeld und herzlichen Grüßen für Herrn und Frau Dudgeest.

Der Zug fuhr ein; sie stieg in das unbefetzte Damencoupé und drückte sich in eine Ecke. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, trat sie an das Fenster; sie beugte sich hinaus und warf einen letzten langen Blick auf die kleine Stadt, in deren engen Mauern sie sich so unglücklich gefühlt hatte und die sie in diesem Augenblicke doch fast ungern verließ.

Als die letzten Häuschen ihren Blicken entchwanden, lehnte sie sich mit einem Seufzer der Erleichterung, in den sich doch leise Wehmut mischte, in die Ecke zurück.

Dieses Kapitel ihres Lebens war abgeschlossen.

Schimmernd und glänzend im Frühlingslicht, das noch durch keinen Schatten gedämpft wurde, bot der Haag sich Nannys erstaunten Blicken dar.

Als der Zug in die Bahnhofshalle einfuhr, entdeckte Nanny schon Dora, die ihr vom Perron aus zuwinkte. Einen Augenblick später lagen die Freundinnen sich in den Armen und Dora hieß Nanny herzlich willkommen.

Das war ein Schwärzen, Lachen, Rennen um sie her, so daß Nanny Hören und Sehen verging und sie erst wieder zur Besinnung kam, als sie neben Dora in einer eleganten Halbkaise saß. Sie musterte die Freundin, ob sie sich in ihrer Ehe verändert habe, aber nein, sie sah in dem grauen Tuchrock und der weißen Tuchjade mit großen Perlmutterknöpfen und dem flotten Matrosenhütchen so wenig frauenhaft wie möglich aus, das war ihre alte Dora Vermeeren.

Sie fuhren an eleganten Villen und stattlichen Häusern vorüber. Das Pfeifen und Klingeln der Straßenbahnen und Fahrräder klang Nanny wie die schönste Musik. Bornehme Equipagen mit Damen in hellen Frühlingstoiletten fuhren an ihnen vorüber, es war ein buntes Durcheinander von Farben und Glanz. Nanny fühlte sich so überwältigt von dem Kontrast zwischen dem nüchternen Provinzstädtchen, aus dem sie kam, und der fröhlichen Residenz, daß sie Doras Arm preßte und aufjubelte:

„Dora, wie bin ich froh, daß ich hier bin! es ist alles noch viel schöner, als ich mir es vorgestellt hatte, wie bist du zu beneiden, daß du das täglich sehen darfst!“

Dora lächelte: „Ja, es ist schön bei uns im Haag und bei diesem herrlichen Wetter erscheint es alles doppelt herrlich.“

Sie fuhren am Kanal entlang nach dem Scheveningschen Weg hinaus.

Die Villa, welche Hallmers gekauft hatte, war klein, aber außerordentlich anziehend mit den Kletterrosen, die zwischen den Fenstern bis unter das Dach hinaufkrochen. Dora machte sie besonders auf den kleinen Garten aufmerksam; die zierliche, freilich etwas konventionelle Anlage der Beete und Baumgruppen, war nach ihren Angaben gemacht worden und erfüllte sie mit Stolz.

Auf dem Korridor, dem seine quadratische Form, sowie der Ofen aus grünglasierten Kacheln und die eng-

liſchen Kupferſtiche an den Wänden, den Charakter einer Halle verliehen, trat ihnen Hallmers entgegen.

Er reichte Nanny mit feſtem Druck die Hand.

„Seien Sie uns herzlich willkommen.“

Nanny blickte zu ihm auf, er ſah aus, als ob ſeine Worte ebenſo aufrichtig gemeint ſeien wie ſie klangen. Sie war ihm ſo dankbar dafür, daß ſie mit aufſteigenden Tränen zu kämpfen hatte, als ſie antwortete:

„Ich danke Ihnen, es iſt ſo unendlich freundlich von Dora und Ihnen, daß Sie mich bei ſich aufnehmen, ich hätte nicht gewußt, wohin ich mich wenden ſollte.“

Zunächſt mußte Nanny das ganze Haus ſehen. Dora führte ſie ganz ſtolz und wichtig umher. Zum Schluß fragte ſie:

„Und was gefällt dir nun am beſten?“

„Ich glaube, das Studierzimmer deines Mannes. Siehſt du, Dora, der Salon iſt ja entzückend, aber die Möbel ſind ſo elegant und koſtbar, daß man ſich kaum hinzufegen wagt. In deines Mannes Zimmer iſt alles ſo dunkel und gemütlich, die Möbel ſehen mehr aus, als ob ſie benutzt würden, man ſieht, da wird gearbeitet und gelebt, im Salon iſt alles noch ſo funkelnagelneu.“

„Dann mach du es dir nur des Morgens in Ottos Zimmer bequem, ihn ſtörſt du nicht, er iſt um die Zeit in der Stadt, auf der Bibliothek; um eine Beſchäftigung zu haben, hilft er dort als Volontär.“

Die junge Hausfrau führte ihren Beſuch in das Fremdenzimmer, und Nanny ſchickte ſich an, ſich umzukleiden. Mit einem Seufzer vor Behagen ließ ſie ſich vor dem prachtvollen Toilettentisch bequem nieder, auf deſſen Marmorplatte zahlloſe Kriſtallfläſchchen und Schalen funkelten, und ſing an, ihr widerſpenſtiges rotes Haar zu büſten. Sie hatte auf einmal wieder Freude daran, gut auszuſehen.

„Und wie geht es den Tanten, Dora?“

„Ganz gut, Tante Klara hat freilich viel in ihren Briefen über Rheumatismus geklagt. Du wiſt ſie hier übrigens treffen, ſie kommen im Sommer zu uns auf Beſuch.“

Nanny ſchüttelte lachend den Kopf. Dann fragte ſie plötzlich ernſthaft werdend:

„Sag mal ganz aufrichtig, Dora, ist dir das wirklich angenehm?“

„Was?“ fragte Dora zerstreut, die gerade darüber nachdachte, daß Nanny doch so in ihrer gestickten weißen Untertaille, die den schneeweißen Hals und die tadellos geformten Arme zeigte, wirklich hübsch aussah.

„Nun, ich meine den vielen Logierbesuch, erst ich, dann schon wieder die Tanten.“

Dora sah sie verständnislos an: „Warum sollte mir das nicht angenehm sein?“

„Weil du doch erst so kurze Zeit verheiratet bist!“ sagte Nanny beinah ungeduldig, nicht gleich verstanden zu werden. „Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich es schrecklich finden! Wahrscheinlich würde ich so unausstehlich zu den Leuten sein, daß sie schleunigst abreißen und mich mit meinem Mann allein lassen. Das ist doch selbstverständlich, daß ein junges Ehepaar lieber unter sich ist. Deshalb habe ich mich auch so schwer entschließen können, dich zu fragen, ob ich für kurze Zeit zu euch kommen dürfte, und es ist sehr lieb von dir, daß du so tust, als ob ich euch gar nicht störte, aber im Grunde ist das ja unmöglich.“

„Aber ganz gewiß nicht, Nanny,“ entgegnete Dora sehr ruhig, „wie kannst du so etwas behaupten. Wir sind im Gegenteil immer sehr froh, wenn mal jemand kommt, wenn man immer so zu Zweien sitzt, weiß man sich bald nichts mehr zu erzählen.“

Nanny kam nicht recht von der Stelle mit dem Umkleiden. Jetzt mußte sie wieder aufstehen, Dora in ihre Arme nehmen und ihr fest in die Augen sehen:

„Sag mir, Dora, bist du wirklich glücklich?“

Das hübsche Puppentöpfchen mit den niedlichen Grübchen im Kinn und Wangen war ihr mit einem Ausdruck unzweideutiger Aufrichtigkeit zugewandt.

„Aber natürlich!“

„Die Ehe hat dich nicht enttäuscht, alle deine Träume, all deine Erwartungen haben sich erfüllt?“

Dora fing zu lachen an und machte sich los: „Gott! Nanny, bist du denn noch immer so übertrieben! Ich wüßte nicht, daß ich etwas Besonderes vom Heiraten erwartet hätte. Ich bin gesund und reich, ich habe ein reizendes Haus und einen guten Mann. Aber es war doch

eigentlich vorauszusehen, daß das alles so kommen würde.“

Nanny sah sie einen Augenblick zögernd an: „Ich weiß eigentlich nicht recht, ob ich dich beneiden oder bedauern soll.“

„Hoffentlich tust du keines von beiden!“ lachte Dora. „Aber ich gehe jetzt hinunter, solange ich hier oben bleibe, kommst du vor all dem Schwazen nicht von der Stelle und wirst nicht zu Tisch fertig. Wir essen um fünf, also spute dich.“

Eine halbe Stunde später saßen sie zu Dreien in dem vornehm ausgestatteten Eßzimmer. Nanny hatte so viel zu gucken und zu bewundern, daß die Speisen auf ihrem Teller immer wieder kalt wurden. Wie wunderschön das aussah, wie das Tageslicht durch die bunten Scheiben des Fensters fiel und das pompejanische Rot des Türvorhanges noch wärmer aufleuchten ließ.

„Dora, von wem habt ihr das alte chinesische Porzellan, stammt das nicht von deinem Vater? O, und die entzückenden venetianischen Gläser auf dem Büffett! Die habt ihr euch natürlich von der Reise mitgebracht... ja, ja, ich esse schon, Herr Hallmers, schenken Sie mir nicht mehr von dem schweren Rotwein ein, mir ist schon sowieso so heiß!“

Sie schwazte und scherzte, wie sie es seit Monaten nicht mehr getan hatte. Dora ließ sich das Essen gut schmecken und war unermüdetlich darin, der Freundin die schönsten Bissen auf den Teller zu legen, im übrigen begnügte sie sich, in stillem Behagen zuzuhören, während ihr Mann lebhaft auf Nannys rege Unterhaltung einging.

Sie erzählte von ihrem Leben in Overijssel. Sie machte den alten Herrn nach, wie er sich über die Lustbarkeiten des Ortes verbreitete, sie schilderte Frau Dudgeest, wie sie sich nach Tisch in ihrer Sophaede zurecht-rückte und die Hände über dem dicken Bäuchlein gefaltet, mit halbgeöffnetem, vom Gebiß befreiten Munde der Ruhe pflegte, und entfaltete dabei eine so komische Mimik, daß Dora sich vor Lachen beinah an dem Roggenbrot, das zum Dessert auf den Tisch kam, verschluckt hätte.

Auf Nannys bewegtes Gesicht trat plötzlich ein ernster Ausdruck:

„Ich sollt' mich schämen, mich so über sie lustig zu machen, sie haben es doch gut mit mir gemeint.“

Hallmers betrachtete sie mit unverhohlener Bewunderung:

„Aber Sie konnten unmöglich bei ihnen bleiben! Wie Sie mit Ihrem Temperament es da überhaupt so lange aushalten konnten, ist mir ein Rätsel.“

„Ja, du hättest schon viel früher zu uns kommen sollen,“ meinte Dora.

Den Kaffee nahmen sie in Hallmers Studierzimmer ein.

„Was, bei dem köstlichen Frühlingswetter bleibt ihr den ganzen Abend im Zimmer?“ rief Nanny aus, als Dora nach dem Kaffee vorschlug, in den Salon hinüberzugehen.

Sie trat auf den Balkon, der an den Salon angebaut war. Die Sonne war schon untergegangen, aber die Luft war köstlich warm geblieben. Die Villa lag auf einem kleinen Hügel. Man blickte weit hin über die Dünen von Scheveningen und auf das kleine Lustholz, das von hier aus gesehen einer ausgedehnten Waldung glich.

Hallmers war zu ihr hinausgetreten.

„Hätten Sie Lust, noch ein bißchen zwischen den Dünen herumzulaufen?“

„O ja, tun Sie das nie des Abends?“

„Nein, eigentlich nicht, aber das ist kein Hinderungsgrund, also kommen Sie, Fräulein Nanny, Dora, gehst du mit?“

Dora fand es eigentlich einen merkwürdigen Einfall, man saß ja so gemütlich und bequem; so nach dem Essen rumzulaufen, war nicht ihr Geschmack, aber sie erklärte sich doch bereit, mitzugehen. Es dauerte eine Weile, bis sie, mit Hut und Mantel und Handschuhen angetan, zum Spaziergang gerüstet erschien, während Nanny sich begnügte, einen schwarzen Spitzenschal umzuwerfen.

Sie stiegen zwischen den Dünen hinauf, bis sie auf die Höhe gelangten, von wo sie das Kurhaus von Scheveningen erblicken konnten. Nanny hatte unwillkürlich dasselbe Tempo angeschlagen wie Hallmers, so kam es, daß sie schon eine Weile oben nebeneinander gestanden hatten, als Dora sich ihnen, vor Anstrengung leuchtend, zugesellte.

„Wenn du Lust hast, Nanny, gehen wir morgen früh an den Strand.“

„O ja, bitte, bitte! Ich habe ja das Meer noch nie gesehen.“

„Sie haben das Meer noch nicht gesehen?“ fragte Hallmers überrascht. „Dann lasse ich meine Bibliothek morgen einmal im Stich und schließe mich den Damen an. Ich möchte dabei sein, wenn Sie zum erstenmal dem Meere gegenüberstehen.“ Sie kehrten auf die Landstraße zurück. Es war lautlos still umher. Plötzlich klang in das Schweigen der aufregende Ton einer Fahrradglocke, Nanny fuhr erschreckt herum und Hallmers hatte gerade noch Zeit, sie am Arm zurückzureißen, sonst wäre sie dem vorbeisauenden Radfahrer direkt vor das Rad gesprungen.

Dora schalt über „diese unausstehlichen Radfahrer“, aber Nanny hatte sich schon von dem flüchtigen Schrecken erholt und lachte lustig auf.

„Fahren Sie noch viel Rad, Herr Hallmers?“

„Ja, ich pflege bei gutem Wetter morgens zur Stadt hineinzufahren, ich arbeite nämlich seit einigen Wochen sozusagen als Volontär auf der Stadtbibliothek. Ich konnte das Faulenzen nicht länger aushalten, ich wollte eine Beschäftigung haben und dabei doch möglichst unabhängig bleiben. Gegen halb drei bin ich gewöhnlich zurück und dann mache ich häufig noch eine längere Tour mit dem Rad.“

„Du fährst jetzt natürlich auch, Dora?“

„Nein, ich bedanke mich schönstens dafür! Es ist so fürchterlich ungraziös für Damen und man wird so heiß und müde dabei.“

„Dora hat sich nämlich einreden lassen, daß Radfahren junge Frauen und Mädchen auf die Dauer entstellte,“ bemerkte Hallmers, „außerdem, alles, wozu ein bißchen Kraftanstrengung erforderlich ist, das liegt ihr nicht, nicht wahr, Kind?“

„Wie ist es möglich, daß dich das Radfahren nicht lockt!“ rief Nanny aus. „Ich denke es mir herrlich, so dahinzusausen, es muß wie Fliegen sein!“

„Das trifft sich ja gut, wenn wir dann mittags nichts anderes vorhaben, kannst du ja mit Otto Rad fahren,“ meinte Dora.

„Aber ich kann ja gar nicht fahren, ich habe überhaupt gar kein Rad!“

„Nun, das wird sich schon alles finden,“ meinte Dora und lächelte bedeutungsvoll. Sie dachte daran, daß Nanny in vierzehn Tagen ihren Geburtstag hatte, sie mußte versuchen, Otto zu überreden, daß sie ihr ein Rad zum Geburtstag schenken.

Im Salon stand der Tisch gedeckt und Dora machte mit der ihr eigenen gelassenen Anmut die Wirtin. Nanny hatte es sich in einem niedrigen Stuhl, in dem man mehr lag als saß, bequem gemacht. Sie dachte darüber nach, daß die Villa mit ihrer luxuriösen Einrichtung ein ideales Nestchen für so ein jung verheirathetes Paar sei. Die beiden hatten wirklich alles, was sie verlangen konnten, um glücklich zu sein. Waren sie es wirklich? Dora entschied, aber er, Hallmers, war er auch vollkommen glücklich? Er war sehr aufmerksam und freundlich gegen seine Frau, aber ein paarmal hatte ein gereizter Ton aus seiner Stimme geklungen, als er mit Dora sprach. Nanny sah nochmals aufmerksam zu ihm hinüber, er hatte einen bestimmten Zug im Gesicht, den er bei seiner Hochzeit nicht gehabt hatte. Sollte er im Zusammenhange mit dieser Frau nicht das Glück gefunden haben, das er gesucht hatte? Ob die beiden Menschen doch nicht so vorzüglich zueinander paßten?

Nun, jedenfalls lag wohl kein Grund vor, sich darüber zu beunruhigen, und plötzlich stand sie auf und schritt zu dem Klavier hinüber. Sie warf den von Dora sorgfältig gestickten Tastenläufer achtlos beiseite und griff in die Tasten, um den ersten besten Gassenhauer, der ihr in den Sinn kam, herunterzuspielen.



Siebentes Kapitel.

Die ersten Tage verflogen Nanny wie im Rausch. Es war ein fortwährendes Ausgehen und Genießen. Die Wintervergnügungen waren noch nicht ganz beendet, ein paarmal kam Hallmers mit Theater- oder Konzertoilette aus der Stadt nach Hause. Wenn sie morgens nicht mit Dora spazieren ging, saß sie in ihrem behaglich eingerich-

teten Zimmer oder lag in Hallmers Studierzimmer mit einem Buche aus seiner reichhaltigen Bibliothek auf dem Divan. Abends wußte sie kaum, ob sie lieber ausging oder mit Dora und Hallmers im Salon saß. Während Dora sich um den Teetisch bemühte, unterhielt sie sich mit Hallmers über Literatur, über Musik und allerhand Tagesfragen. Sie waren selten einer Meinung, Hallmers legte es entschieden darauf ab, ihren Widerspruch herauszufordern. Er hatte es so gern, wenn sie sich ereiferte, er verwandte keinen Blick von ihr, wenn sie mit glühenden Wangen und funkelnden Augen ihre Ideen und Anschauungen verteidigte. Nur selten warf Dora ein Wort in ihre Debatten, gelegentlich nur drückte sie ihre Bewunderung darüber aus, daß die beiden sich so überflüssig aufregten, gewöhnlich widmete sie jedoch ihre Andacht den Vögeln und Blumen, die sie mit Golddraht auf weißes Tuch stückte.

Es war ein köstlicher Maientag, an welchem Nanny ihren einundzwanzigsten Geburtstag feierte... Goldregen, Springen und Rotdorn standen in voller Blüte, es war ein Überfluß an Gold und Blau in der Luft. Hallmers und seine Frau waren schon unten, als Nanny morgens das Eßzimmer betrat, wo durch die geöffneten Fenster die Sonnenstrahlen hineindrangten und sich tausendfach in das Silber und Kristall brachen. Das ganze Zimmer war von Maiglöckchenduft erfüllt, die mit Maréchal Nil-Rosen vermischt, in einem großen Korb auf ihrem Platz am Frühstückstisch standen. Dora kam auf sie zu und schloß sie herzlich in ihre Arme, auch Hallmers näherte sich und drückte ihr kräftig die Hand.

„Dein eigentliches Geschenk bekommst du erst, Liebeschen,“ sagte Dora, ehe Nanny noch Zeit fand, für die schönen Blumen zu danken. „Wollen wir nun erst frühstücken oder willst du es erst sehen?“

„O, erst sehen!“ rief Nanny, „ich bin viel zu neugierig.“

„Nun, dann komm mit.“ Und Dora führte ihre Freundin in den Garten. Hallmers folgte.

Da stand gegen das Haus gelehnt das eleganteste Damenrad, das man sich denken konnte, das Nadel der Lenkstange und der Radspeichen glänzte wie pures Silber. Nanny trat ganz erschreckt einen Schritt zurück.

„Dora!“ rief sie vorwurfsvoll und wurde glühend rot.

Dora lächelte. „Das freut dich, was? Du wirst es auch sicher bald können, Otto will es dir zeigen, er bleibt schon heute zu Hause, um dir die erste Stunde zu geben.“

„Nein, nein!“ rief Nanny, „das ist viel zu schön! das will ich nicht haben!“

„Du bist wohl närrisch! Sei nun vernünftig und verdirb uns nicht den Spaß! Denk doch, wie angenehm es für Otto sein wird, wenn er nicht mehr allein zu fahren braucht.“

Nanny flog der Freundin um den Hals und umarmte sie ungestüm. Ihr standen Tränen in den Augen.

„Ich danke dir,“ flüsterte sie, „ich weiß nicht, wie ich dir je genug danken soll für alles, was du für mich tust!“

„Es kommt nicht von mir allein,“ sagte Dora, sich aus der leidenschaftlichen Umarmung losmachend. „Wenn du dich bedanken willst, so mußt du dich auch an Otto wenden, es kommt von uns beiden.“

Nanny trat mit gesenkten Augen auf Hallmers zu und streckte ihm ihre Hand hin.

„Ich weiß kaum, wie ich Ihnen danken soll, ich bin völlig beschämt.“

„Himmel, wie steif!“ rief Dora, „so gib ihm doch mal einen Kuß, das hat er wirklich verdient, er hat ziemlich viel Mühe mit all der Schreiberei gehabt.“

„Aber der Gedanke war doch von dir,“ sagte Hallmers.

Nanny war bei Doras letzten Worten blaß geworden. Sie zögerte einen Augenblick, dann trat sie an Hallmers heran und küßte ihn flüchtig auf die Wange. Er sagte kein Wort und wandte sich ab.

Das Gespräch am Frühstückstisch führte Dora heute fast allein. Hallmers und Nanny waren still, aber als sie später in den Garten zu dem Rade zurückkehrten, fand Nanny ihre alte Lebendigkeit wieder. Sie schlug vor, sich umzukleiden und ihre erste Stunde zu nehmen. Hallmers war sofort bereit. Als sie nach einer Weile in einer einfachen Rattunbluse und dem kürzesten Rock, den sie besaß, zurückkehrte, fand sie Hallmers allein im Garten, Dora war an ihre häuslichen Beschäftigungen gegangen.

„Nicht ängstlich sein!“ sagte er und hielt das Rad

fest, während sie versuchte, darauf zu steigen. Die Maschine drohte umzukippen und Nanny schrie auf. „Sie können nicht fallen, dafür werde ich schon sorgen. Setzen Sie sich nur ganz bequem hin.“

Nach etwa einer Stunde, unter großer Anstrengung, vielem Lachen und außerordentlich viel Scherz hatte Nanny es soweit gebracht, daß sie allein im Sattel saß und sogar ein paar Schritte vorwärts kommen konnte. Sie waren beide etwas ermüdet und sehr heiß dabei geworden. Als sie in den Garten zurückkehrten, sahen sie Dora auf der Veranda sitzen. Sie war beschäftigt, den Tafelaufsatz für den Mittagstisch mit Blumen und Früchten zu schmücken. Die junge Frau in ihrer geschmackvollen Morgentoilette inmitten der Blumen sah allerliebste aus. Nanny betrachtete sie entzückt und sagte voll Bewunderung zu Hallmers:

„Wie ein Genrebildchen, nicht wahr?“

Er sah das junge Mädchen an seiner Seite verstohlen an. Das rote, krause Haar hatte sich gelöst, der kleine Matrosenhut saß schief, ihr ganzer Anzug war bestaubt, ihre Hände schmutzig, dann sah er auf die korrekte Erscheinung seiner Frau und bemerkte plötzlich mit einem Anflug von Bitterkeit in der Stimme: „Eine charakteristische Skizze mit ein paar leichten Strichen hingeworfen, ist viel interessanter.“

Jetzt bemerkte Dora die beiden und rief ihnen fröhlich entgegen:

„Nun, wie ging's, Nanny?“

„In ein paar Tagen fährt sie vollkommen sicher,“ antwortete Hallmers für Nanny. „Sie hat großes Geschick fürs Radfahren.“

„Dann gehen wir morgen zur Stadt und kaufen dir ein Radkostüm,“ sagte Dora.

„Aber mein Himmel, wie siehst du aus! Was kann das nur für ein Vergnügen sein, sich so müde zu machen und sich so zuzurichten! Nein, Kinder, für mich wäre das entschieden nichts!“

„Du vergißt, daß ein erhitztes Gesicht und ein in Unordnung geratener Anzug nicht für jeden ein Unglück bedeuten,“ sagte Hallmers.

„Ich begreife das Vergnügen nicht, das darin liegen soll,“ wiederholte Dora. „Arme Nanny, geh nun hinauf und ruh dich aus und zieh dich um.“

Nach ein paar Tagen konnte Nanny wirklich leidlich gut fahren.

Der Genuß, den ihr das Radfahren bereitete, übertraf weit die Vorstellung, die sie sich davon gemacht hatte. Sie und Hallmers hatten es unbeschreiblich wichtig mit dem Radfahren, sie sprachen von nichts anderem. Dora saß dabei und schüttelte gutmütig lachend den Kopf, daß sie so völlig in dem Sport aufgingen. Sie dachte nicht daran, daß sie jetzt eigentlich nicht viel von dem Besuch der Freundin genoß, weil ihr Mann Nanny fast gänzlich für sich in Anspruch nahm. Sie freute sich, daß die beiden sich amüsierten und sie dabei nicht nötig hatten. Sie würde es schrecklich gefunden haben, wenn ihr Mann sie veranlaßt haben würde, an dem Radfahren teilzunehmen. In ihrem Wunsch, es aller Welt recht zu machen, würde sie wohl eingewilligt haben, aber sie war herzlich froh, daß er in ihrer Freundin eine Begleiterin auf seinen Ausflügen fand und ihrer nicht länger bedurfte. Nachdem sie ihre kleinen Obliegenheiten in ihrem Hausstand erledigt hatte, saß sie im eleganten Hauskleid, am liebsten ganz in weiß, auf der Veranda, mit einer Handarbeit oder einem leichten Roman in der Hand, und wenn die beiden dann ermüdet und erhitzt auf ihren Rädern zurückkamen, so war sie jedesmal bereit, sie ob der ausgestandenen Strapazen zu bemitleiden.

Jeden Abend, wenn Nanny zu Bett ging, nahm sie sich vor, am nächsten Tage nun ihre feste Absicht, sich ernstlich um eine andere Stellung zu bemühen, zu verkündigen. Aber jeden Tag schob sie es wieder hinaus. Sie merkte wohl, wie gern sie mit Hallmers zusammen war und wie entsetzlich lang ihr die Stunden wurden, wo er in der Stadt beschäftigt und sie auf Doras Gesellschaft angewiesen war. In seiner Gegenwart bekamen die Minuten Flügel. Sie begriff, daß hier Gefahr drohte, sie hatte es eigentlich instinktiv gefühlt, noch ehe sie ins Haus kam, aber sie fand nicht die Willenskraft, sich dagegen zu wehren. Nach den geisttötenden Monaten, die sie durchlebt hatte, bereitete ihr der Zustand pridelnder Aufregung, in dem sie sich jetzt befand, fast körperlichen Genuß.

Die Tage glitten vorüber, der Juni war schon angebrochen. Der Sommer war außerordentlich heiß. Ein

paarmal waren schon schwere Gewitter niedergegangen, ohne die Atmosphäre wesentlich abzukühlen. Heute drohten wieder schwere Wolken am Horizonte, die Luft war drückend schwül. Wenn die Sonne für Augenblicke durch den grauen Wolkenschleier drang, stachen ihre Strahlen wie spitze Pfeile.

Dora klagte über Kopfschmerzen, bei dem erschlaffenden Wetter waren ihre Bewegungen noch träger und langsamer als gewöhnlich. Sie ruhte in einer Hängematte in dem kleinen Wäldchen hinter dem Hause. Nanny saß neben ihr im Grase. Sie hielt die Zeitung auf den Knien, aber ihr Blick schweifte darüber hinweg, sie träumte.

Es war gegen drei Uhr. Sie warteten auf Hallmers, der um diese Zeit aus der Stadt zurückzukehren pflegte. Dora war eingeschlafen. Es war regungslos still, sogar die Vögel schwiegen. Als Hallmers sich vom Hause aus näherte, schraaken sie beide unwillkürlich zusammen.

„Tag, Otto, du kommst heute spät, nicht wahr?“

„Nicht später als sonst, aber freilich, wie willst du die Zeit beurteilen können, wenn du den ganzen Mittag verschläfst.“

„Ich habe Kopfschmerzen und es ist hier so herrlich. Was soll man auch bei dem Wetter anfangen, als schlafen und ruhen.“

„Du tust selten etwas anderes,“ murmelte Hallmers unfreundlich. Dora hatte es gehört und blickte verwundert zu ihrem Manne auf.

Er wandte sich Nanny zu, der er ein Paket in den Schoß warf.

„Was ist darin?“ fragte sie.

„Sehen Sie nur nach,“ entgegnete er lächelnd.

Ohne sein Lächeln zu erwidern, löste sie die Schnüre und faltete das Papier auseinander. Ein geschmackvoll gebundenes Buch kam zum Vorschein.

„Also sprach Zarathustra, von Friedrich Nietzsche,“ las sie. „So habe ich es nicht gemeint,“ sagte sie leicht errötend, „ich hat Sie gestern, es mir aus der Bibliothek mitzubringen.“

„Ja, aber ich kann diese schmutzigen Bibliotheks-bände, die Gott weiß wer angefaßt hat, nicht ausstehen. Außerdem, so ein Buch muß man besitzen, um es immer

wieder lesen zu können, erst dann ist es möglich, es zu verstehen.“

„Ist es 'n hübsches Buch, Nanny,“ fragte Dora und streckte sich noch fauler aus.

„Nicht für dich, Kind,“ sagte Hallmers schnell. „Du brauchst dir deinen Kopf nicht darüber zu zerbrechen, ich verlange nicht von dir, daß du es liest.“

Sein Ton klang so geringschätzig, daß Nanny erschrocken und vorwurfsvoll zu ihm aufblidete, während Dora klagend fragte:

„Fehlt dir was, oder steckt dir auch die Hitze in den Gliedern? Du scheinst schlechter Laune zu sein?“

„Ich gehe hinein,“ entgegnete er, „hier ist ja eine unerträgliche Glut.“

Ein paar vereinzelt fallende Tropfen veranlaßten Dora und Nanny auch ins Haus zurückzukehren. Aber obwohl die Wolken sich immer dichter zusammenzogen, ließ das Gewitter doch noch auf sich warten. Es wurde unerträglich schwül. Selbst Nanny vermochte nicht gegen die Schläffheit und Willenlosigkeit, die sie übermannte, anzukämpfen. Dora lag halb ohnmächtig auf ihrer Chaiselongue, Hallmers ließ sich vor dem Essen nicht mehr blicken.

Bei Tische wurde kaum gesprochen, alle standen im Bann der lähmenden Hitze. Die Luft wurde immer dunkler, hin und wieder hörte man in der Ferne ein leises Grollen.

„Nanny,“ sagte Dora nach dem Essen, „würdest du es mir wohl übel nehmen, wenn ich ins Bett ginge? ich kann es wirklich nicht mehr ertragen mit den Kopfschmerzen. Du bist dann so freundlich und machst Otto heute abend seinen Tee, nicht wahr?“

„Fürchtest du nicht, daß deine Kopfschmerzen im Bette noch schlimmer werden?“ fragte Nanny.

„O nein, wenn ich nur still liegen kann, wird es erträglich sein.“

Sie nickte ihrem Manne freundlich zu und ging nach oben. Hallmers verließ das Zimmer. Das Mädchen kam und setzte das Teegeschirr auf der Veranda zurecht. Nanny blieb allein auf dem Sopha in Doras Zimmer sitzen. Obwohl es noch nicht acht Uhr war, war es fast dunkel im Zimmer. Noch regte sich kein Blatt. Schwere schwarze Wolken türmten sich wie riesige Granitfelsen auf

einander. Vereinzelte Tropfen begannen zu fallen. Plötzlich fuhr ein Wirbelwind durch die Baumkronen in dem Garten, ein hellgelber Streifen zerriß die bleigrauen Wolken, darauf rollte ein dumpfer, unheilverkündender Donner noch in der Ferne.

„Wollen wir nicht lieber Licht anstecken?“ fragte Nanny Hallmers, der eben wieder eintrat.

„Nein, man genießt das Gewitter besser im Dunkeln. Von der Beranda aus sehen wir es am besten, kommen Sie.“

Halb wider Willen, außer Stande, ihm Widerstand zu bieten, folgte sie ihm. Der Regen prasselte jetzt in senkrechten Strahlen nieder, das Dröhnen des Donners kam näher und näher, es blitzte in den verschiedenen Himmelsrichtungen zugleich.

„Fürchten Sie sich?“ frug Hallmers.

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht vor dem Gewitter,“ sagte sie leise, beinahe unhörbar in dem Toben von Wind und Regen.

Plötzlich zerriß ein fürchterlicher Blitzstrahl die Luft, sekundenlang war die ganze Umgebung wie in Flammen gehüllt und fast gleichzeitig krachte ein Donner, knatternd, als ob ein Faß Schießpulver gesprengt würde. „O Gott!“ rief Nanny, vom Fenster zurückfahrend, aber ehe sie noch ein Wort äußern konnte, fühlte sie sich von hinten umschlungen, ein paar glühende Lippen hielten ihren Mund geschlossen, fester und fester drückte er sie an sich und flüsterte:

„Hab keine Furcht, ich bin ja bei dir!“

Sie leistete ihm keinen Widerstand, willenlos lag sie in seinen Armen, sie konnte nichts denken, sie fühlte nur, daß es unsagbar schön war und daß sie unbewußt Tage lang, ja Wochen lang nach der Berührung von seinen Lippen geschmachtet hatte. Langsam verringerte sich das Geräusch des Regens, der Donner klang in weiterer Entfernung. Nach diesem einen harten Schläge schien die Gewalt des Gewitters gebrochen zu sein. Die Wolken trieben fort, dem Meere zu. Die Dunkelheit im Zimmer machte der lichten Dämmerung des Sommerabends Platz.

Es war, als ob mit dem Lichte Nannys Denkvermögen zurückkehrte. Mit einem tiefen Seufzer machte sie

sich aus seinen Armen los und blickte um sich. Die bekannte Umgebung, die Gegenstände des Zimmers schienen sie wieder zur Besinnung zu bringen. Sie warf noch einen verwirrten Blick auf Hallmers, dann strich sie mit der Hand über die Stirn und ging zur Thür.

Hallmers versuchte sie zurückzuhalten. „Wohin gehst du?“

„Zu Dora.“

Sie sahen sich einen Augenblick mit bleichen, entstellten Gesichtern an, dann verließ sie ihn.

Sie vermochte kaum die Treppe zu Doras Schlafzimmer hinaufzusteigen. Die junge Frau hatte das Unwetter nicht aus ihrem ruhigen Schläfe emporzuschreden vermocht. Sie atmete friedlich und ruhig, das blonde Haar lag über das Kopfkissen gebreitet, durch die klare Stiderei des Nachthemdes schimmerte die weiße Haut.

Nanny stand regungslos am Fußende des Bettes und blickte auf die Schlafende. Sie preßte die Lippen aufeinander, um nicht aufzuschluchzen. Ihr war, als müßte sie vor dem Bette in die Knie sinken und ein Gelübde ablegen. Dora bewegte sich im Schlaf, sie fürchtete das Erwachen, sie konnte den ruhigen, freundlichen Blick aus den sanften blauen Augen jetzt nicht ertragen, leise schlich sie sich fort.

Am andern Morgen regnete es in Strömen. Es war plötzlich kühl geworden. Dünen und Wald standen in grauem Nebel, als Nanny, viel später als gewöhnlich, im Eßzimmer erschien.

„Schäm' dich, so lange zu schlafen!“ rief Dora ihr lachend entgegen, „weißt du, daß es gleich halb zehn ist?“

Nanny murmelte eine Entschuldigung und entzog sich dadurch, daß sie schnell am Eßtisch Platz nahm, Doras Umarmung. Sie sah flüchtig zu Hallmers hinüber, der gegen seine Gewohnheit zu so später Stunde noch am Frühstückstisch saß. Er fing ihren Blick auf und erwiderte ihn mit einem Aufleuchten seiner Augen. Es fiel ihr auf, daß er heiterer als sonst aussah und einen energischen Zug um den Mund hatte, der ihr früher nicht aufgefallen war.

Sie war schweigsam und konnte kaum etwas genießen. Als Hallmers das Haus verlassen hatte, atmete

sie auf, sie setzte sich jedoch nicht wie gewöhnlich in sein Zimmer, sondern blieb auf der Veranda und starrte in die graue Landschaft hinaus. Sie hatte heute nacht, als sie sich schlaflos in ihren Kissen wälzte, den festen Entschluß gefaßt, das Haus sofort zu verlassen, aber jetzt, wo er fort war, wurde sie doch wieder wankend. Wie sollte sie Dora gegenüber ein so plötzliches Fortgehen rechtfertigen? Würde das die arglose Freundin nicht auf Vermutungen bringen, die ihr jetzt sicher völlig fern lagen? War es nicht viel verständiger, zu tun, als ob nichts vorgefallen sei, Hallmers auszuweichen und, wie es von vornherein ihre Absicht gewesen war, das Haus zu verlassen, sobald sich ihr eine passende Stellung bot?

Sie redete sich ein, daß es so sicherlich das Beste sein würde, aber im grunde wußte sie doch, daß es verkehrt und schlecht war, zu bleiben, daß sie aus Schwäche blieb, weil sie den Gedanken an eine Trennung von Hallmers nicht ertragen konnte.

Den ganzen Vormittag über widmete sie sich Dora. Sie war rücksichtsvoller und herzlicher als sonst zu der jungen Frau und suchte ihr alle möglichen kleinen Dienste zu erweisen. Hallmers kam nach Hause und tat völlig unbefangen, nur vermied er es, Nanny anzusehen. Aber als Dora kurz vor Tisch in die Küche hinunterging und ihn mit der Freundin allein ließ, trat er schnell auf sie zu und zog sie in seine Arme und küßte sie so heiß, daß sie erschreckt zurückwich.

„Daß mich!“ flüsterte sie heftig.

Er sah ihr bittend in die Augen: „Ich habe dich ja so lieb!“

Da konnte sie ihm nicht widerstehen, als er sie nochmals an sich drückte, blieb sie mit geschlossenen Augen an seiner Brust liegen. Auf dem Korridor erklang Doras Stimme. Sie fuhren erschreckt auseinander.

Das Wetter blieb regnerisch. Hallmers und Nanny mußten ihre Ausflüge auf dem Rad einstellen. Nanny lebte in fieberhafter Aufregung. Er benutzte jeden Augenblick des Alleinseins, um sie mit seinen stürmischen Liebeslosungen zu überhäufen und sie ließ es geschehen. Aber wenn sie dann wieder mit der nichtsahnenden Dora zusammen war, wenn die junge Frau sie mit immer neuen Aufmerksamkeiten überraschte, dann empfand sie Ekel vor

sich selbst. Diese Selbstverachtung war ein so peinigendes Gefühl, daß sie Hallmers in gewissen Augenblicken hassen konnte, weil er sie in diese entwürdigende Lage gebracht hatte.

Am dritten Tage erschien sie früher als gewöhnlich am Frühstückstisch. Sie war anscheinend ruhig, aber so blaß, daß Dora besorgt fragte, ob sie eine unangenehme Nachricht erhalten habe.

„Ja,“ antwortete sie, „ich habe heute früh einen Brief von meinem Vormund bekommen. Er weiß vielleicht eine gute Stellung für mich, aber ich soll sofort zu ihm kommen. Er erwartet mich heute noch.“

Dora mußte die Teetasse, welche sie Nanny hinüberreichen wollte, aus der Hand setzen, so war sie erschrocken.

„Nein, Nanny, das geht auf keinen Fall,“ sagte sie fast heftig, „hast du ihn denn beauftragt, etwas für dich zu suchen?“

„Ja. Schon vor etwa acht Tagen.“

„Aber warum?“

„Ich kann doch nicht ewig hier bleiben. Ich habe eure Gastfreundschaft wahrhaftig schon zu lange in Anspruch genommen.“

„Ich finde das abscheulich von dir!“ sagte Dora mit Tränen in den Augen, „du weißt, wie gern wir dich hier haben, es wird so still ohne dich sein — nicht wahr, Otto?“

Er sagte nichts, es war ihm unmöglich, seine trockenen Lippen zu einer Antwort zu zwingen.

Aber Nanny blieb dabei, daß sie sich dem Wunsche ihres Vormundes nicht widersetzen dürfe. Sie beabsichtigte, den Dreihhrzug zu benützen.

Dora ging mit betrübtem Gesicht an ihre häuslichen Verrichtungen. Nanny wollte unter dem Vorwande, daß sie ihre Sachen packen müsse, das Zimmer verlassen, als Hallmers sie zurüdrief:

„Kommen Sie, bitte, in mein Zimmer. Wenn Sie wirklich abreisen wollen, möchte ich Ihnen zuvor die Bücher geben, die ich Ihnen versprochen habe.“

Es klang mehr wie ein Befehl als wie eine Bitte, sie wagte nicht, nein zu sagen. Widerstrebend folgte sie

ihm in das Herrenzimmer. Als er die Thür hinter ihr geschlossen hatte, sagte er leidenschaftlich, fast zornig:

„Der Brief von Ihrem Vormund ist erlogen!“

„Ja.“

„Warum reisen Sie?“

Sie schwieg. Da trat er nahe an sie hinan und sagte:

„Weil Sie mich lieben, weil Sie vor mir fliehen!“

„Ja.“

„Nanny!“ Er wollte sie in seine Arme reißen, aber sie wich ängstlich, beinahe mit Abscheu vor seiner Berührung zurück.

„Rühren Sie mich nicht an! Ja, ich liebe Sie, ich kann nicht anders, als Sie lieben, aber Sie wissen nicht, wie ich mich dafür verachte, ich erstide fast an dem Ekel vor mir selbst!“ Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Er wagte es nicht, sich ihr leidenschaftlich zu nähern, er strich ihr nur beruhigend über das Haar.

„Nein, Nanny, was wir tun, ist nicht schlecht! Wenn zwei Menschen sich mit so elementarer Gewalt zueinander hingezogen fühlen, dann gibt es kein Widerstreben. Ich habe dich lieb und dieses Gefühl in mir ist so hoch und heilig, es hat die besten Instinkte in mir wachgerufen, ich kann nicht anders, als stolz auf diese Liebe sein!“

Nanny hatte ihre Tränen getrocknet und wandte sich ihm mit leidenschaftlicher Festigkeit zu.

„Versuch es doch nicht, dich und mich zu belügen! Stolz willst du sein auf eine Liebe, die dich zum Betrüger macht?“

Er blickte ihr fest in die vor Erregung blinkenden Augen.

„Der Betrug muß aufhören, er hat, Gott sei es geklagt, lange genug gedauert. Mein ganzes Zusammenleben mit Dora ist ein fortgesetzter Betrug gewesen. Schon auf der Hochzeitsreise habe ich es erkannt, welch unseligen Irrtum ich beging, als ich dieses indolente, temperamentlose Geschöpf zu meiner Frau machte. Damals hoffte ich noch, sie aufrütteln zu können, ich nannte ihre Gleichgültigkeit gegen all die großen, gewaltigen Eindrücke, die dort unten in Florenz und Venedig auf uns ein-

stürmten, kindliche Unreife, ich glaubte an eine Entwicklung... ach Gott, ich belog mich wieder und wieder, weil ich die Gewißheit nicht ertragen konnte, mein Dasein an eine Frau gekettet zu haben, die mir nichts weiter sein konnte und sein wollte, als meine Haushälterin, mein Spielzeug, mein Zeitvertreib. Aber als wir uns dann hier niedergelassen hatten als nach den Abwechslungen der Reise die langen, stillen Tage des ungestörten Zusammenseins kamen, auf die ich mich so unaussprechlich gefreut hatte, da überfiel mich die Erkenntnis mit niederschmetternder Wucht, da begannen die Kämpfe zwischen der anerzogenen Pflichttreue und dem angeborenen Selbsterhaltungstrieb, sie haben mich in Wirrsale geführt, aus denen ich mich nicht mehr hinauszufinden vermochte, sie haben mich an den Rand der Verzweiflung getrieben, mein Leben war mir so wertlos geworden, daß ich umherging und ernstlich darüber grübelte, wie man sich am unauffälligsten aus der Welt schaffen könnte... und dann kamst du zu uns! In dir fand ich alles, was ich an meiner Frau vermißte, du mit deinem Temperament, mit deiner geistigen Reise, du warst die Gefährtin, nach der ich mich gesehnt hatte. Im Zusammenleben mit dir bekam ich wieder neuen Mut zum Weiterleben, zum Weiterleben mit dir! Du und ich, wir gehören zueinander, meine Gemeinschaft mit dieser Frau, die ich nicht als mein Weib lieben und achten kann, ist unsittlich, deshalb muß sie mich freigeben. Und wenn ich dann als völlig freier Mann vor dich hintrete und dich bitte, mir zu gehören, dann kannst du mich nicht von dir weisen.“

„Niemals!“ rief Nanny mit bebenden Lippen. „All mein bißchen Sonnenschein im Leben verdank ich Dora und ich sollte so gewissenlos und roh sein, ihr das Liebste zu nehmen, was sie besitzt? Ich werde fortgehen, irgendwohin ins Ausland, so daß wir uns nie wiedersehen, du wirst mich vergessen, Dora ist noch so jung, sie kann sich durch deinen Einfluß ändern, es kann noch alles gut werden...“

Er hörte kaum auf ihre Worte. Er nahm ihre beiden Hände zwischen seine Finger und zwang sie, ihn anzusehen.

„Sag mir das eine, hast du mich wirklich lieb?“

„Was quälst du mich, du weißt es ja.“

„Gut — und nun höre mich: Reise, ich will dich nicht zurückhalten. Aber glaube nicht, daß dein Fortgehen etwas an meinen Beschlüssen zu ändern vermag. Auch deinen Widerstand werde ich zu brechen wissen, ich gebe dich nicht auf, verstehst du mich, Nanny?“

Er küßte sie noch einmal leidenschaftlich, fast wild. Ehe sie noch zur Besinnung kam, hatte er das Zimmer verlassen.

Wenige Stunden später saß Nanny im Coupé des Haarlemer Zuges.

Sie war allein mit ihren widerstreitenden Gedanken und ihrem bangen Vorgefühl. In ihrer Ratlosigkeit, in dem Gefühl des Ekels, den sie vor sich selbst hegte, hatte sie in planloser Übereilung gehandelt. In den unklaren Gefühlen, die auf sie eingestürmt waren, hatte sie nur das eine klar vor Augen gehabt, daß sie fort müsse und dann hatte sie sich hingesezt, um ihrem Vorwund mit ein paar wirren, aufgeregten Zeilen mitzuteilen, daß er sie sofort bei sich aufnehmen müsse. Sie würde ihm nicht lange zur Last fallen, sie war bereit, jede Stellung, die sich ihr bot, anzunehmen. Als sich die Aufregung der letzten Stunden zu legen begann, durchdachte sie den Inhalt ihres Briefes und dabei stieg die Angst ihr in die Kehle. Wie sollte sie ihre fluchtähnliche Abreise aus dem Haag begründen? Ihr Onkel kannte ihr Verhältnis zu Dora Hallmers zu gut, als daß er nicht auf Vermutungen kommen, Argwohn hegen mußte. Sie mußte sich auf alle die Fragen, die man ihr stellen würde, vorbereiten, sich gegen die Vorwürfe wappnen, mit denen man sie überhäufen würde.

Und was würde die Zukunft ihr bringen? Eine Stellung, die wahrscheinlich noch unerträglicher war, als jene bei den Dudgeests. Und dieses Mal würde sie nicht klagen dürfen, dieses Mal mußte sie aushalten.

Als sie in Haarlem ankam, fand sie niemand am Bahnhof, sie zu erwarten. Sie nahm sich einen Wagen und ließ sich nach der wohlbekannten Wohnung bringen, an die sich so manche unangenehme Erinnerung für sie knüpfte.

Ihre Tante, eine säuerlich dreinblickende Dame in der Mitte der vierzig, empfing sie in der Haustür.

„So, bist du wieder da, Nanny? mein Himmel, wie viel Gepäck! Vergiß nur nicht den Kutscher zu bezahlen.“

Nanny wunderte sich nicht über den Empfang und tat, wie ihr geheißen war.

„Guten Tag, Tante.“

„Guten Tag, Kind. Dein Onkel ist auf seinem Zimmer, du wirst doch wahrscheinlich gleich mit ihm sprechen wollen. Ich lasse deine Sachen nach oben schaffen.“

Nannys Vormund war der jüngste Bruder ihrer verstorbenen Mutter. Da er eine große Familie von dem schmalen Gehalt zu ernähren hatte, das er als Buchhalter verdiente, war es ihm kaum übel zu nehmen, daß er sich nicht allzubeglückt über die Ankunft seiner Nichte zeigte. Immerhin hieß er sie in freundlichem Ton willkommen und bot ihr einen Stuhl an. Dann räusperte er sich wie jemand, der sich anschickt, eine längere Rede zu halten, aber Nanny kam ihm zuvor:

„Ich weiß alles, was du sagen willst, Onkel, du kannst dir deine Worte sparen. Es war eine große Dummheit von mir, daß ich bei Dudgeests davongelaufen bin, aber ich konnte nicht dort bleiben. Die Gründe dafür liegen in meinem Temperament und da du sie wahrscheinlich doch nicht anerkennen wirst, hat es kaum Sinn, sie weiter zu erklären. Hallmers waren unendlich gut zu mir, aber das Gefühl, ihre Güte zu mißbrauchen, fing an, mich zu drücken und deshalb bin ich kurz entschlossen von ihnen fortgegangen. Ich weiß sehr wohl, daß ihr mich nur widerwillig bei euch aufnehmt, aber ich hoffe, euch nicht länger als höchstens vierzehn Tage zur Last zu fallen. Ich werde mich sofort ernstlich um eine Stellung bemühen und werde nicht wählerisch sein. Ich habe mir in Overijssel etwas erspart und möchte, wenn du gestattest, euch meinen Aufenthalt hier angemessen vergüten.“

Dem abgearbeiteten Mann ihr gegenüber stieg ein schwaches Rot in die Wangen: „Davon kann natürlich keine Rede sein. Hast du irgendwelche Unannehmlichkeiten mit Frau Hallmers gehabt?“

„Nicht im geringsten. Es war eine herrliche Zeit, die ich bei ihnen verlebt habe, und der Abschied ist mir schwer genug geworden, aber ich wollte sie nicht länger stören, ich war wirklich schon zu lange geblieben.“

Er drang nicht mit weiteren Fragen in sie. Er schob die Übersetzung schwedischer Geschäftsbriefe, die ihm in seinen Mußestunden einen Nebenerwerb gewährten, beiseite und fragte:

„Hast du die Tante schon gesehen?“

„Ja, sie hat mich voller Herzlichkeit willkommen geheißen.“

Herr Reefers zuckte die Achseln.

„Wollen wir jetzt hinunter gehen, die Kinder werden wohl aus der Schule zurück sein?“

Der Jubel der Kinder über ihre Ankunft entschädigte Nanny etwas für den kühlen Empfang von seiten der Eltern.

Abends, nachdem die Kinder ins Bett gegangen waren, fand im Wohnzimmer eine eingehende Beratung über Nannys Zukunft statt. Man sah in die Zeitung, ob sich vielleicht schon eine geeignete Stellung böte; man beschloß, in verschiedenen Blättern eine Annonce zu erlassen. Schließlich erklärte Nanny nochmals mit großer Entschiedenheit, daß sie während ihres Aufenthaltes Pension zu zahlen wünsche, und da Frau Reefers sich so offenbar geneigt zeigte, den Vorschlag anzunehmen, wagte ihr Gatte sich nicht länger zu widersehen. Von dem Augenblick an fühlte die Tante sich milder gestimmt. Man mußte sich natürlich erst gründlich umsehen und dürfte nicht das erste beste, das sich böte, annehmen. Auf ein paar Wochen käme es ja doch wirklich nicht an, Nanny könnte sich ja im Hausstand nützlich machen, sie wäre doch vermutlich unter Frau Dudgeests Anleitung etwas geschickter geworden.

Als Nanny nach ein paar Tagen zum Frühstück herunterkam, fand sie zwei Briefe neben ihrer Tasse liegen. Der eine war von Dora und an der hastigen, undeutlichen Aufschrift des andern Briefes erkannte sie unwillkürlich Hallmers Handschrift. Sie fühlte, wie das Blut ihr in das Gesicht stieg; als sie den scharfen Blick der Tante auf sich gerichtet fühlte, verbarg sie ihre Bestürzung, indem sie sich mit erzwungener Heiterkeit den Kindern zuwandte. Frau Reefers schüttelte jedoch bedenklich den Kopf, als sie ihre Nichte von dem kaum angerührten Frühstück aufstehen und mit den unerbrochenen Briefen hastig das Zimmer verlassen sah.

Nanny hatte die Möglichkeit, daß Hallmers ihr schreiben würde, vorausgesehen. Sie hatte oft überlegt, was sie in dem Falle tun würde und war immer wieder zu dem Entschluß gekommen, ihm seinen Brief ungeöffnet zurückzusenden. Wenn es ihr wirklich ernst war, Dora nicht unglücklich zu machen, wenn sie dieses heiße Gefühl für Hallmers in sich ertönen wollte, so mußte sie jede Beziehung zu ihm abbrechen.

Ja, sie wollte den Brief zurückschicken, jetzt gleich, aber es war so schwer, sich von ihm zu trennen. Es war doch ein Stück von ihm, seine Hand hatte auf diesem Stück Papier geruht. Sie drehte das Kuvert hin und her, sie studierte jeden Federstrich der Aufschrift, es war, als ob die Buchstaben lebendig würden und sie mit Ottos Augen ansahen, und dann plötzlich, mit einem Gefühl, als ob alles um sie herum wegsänke, als ob sie auf der Welt nichts mehr kümmerte, als das eine, zu wissen, was er schrieb, riß sie das Kuvert auf und las gierig die dicht beschriebenen Seiten.

Was Hallmers ihr schrieb, war eine Wiederholung dessen, was er ihr an dem Morgen ihrer Abreise gesagt hatte. Er würde sie nicht aufgeben, er kannte ihre Bedenken und ihre Gründe im voraus, aber er würde sie alle zu widerlegen wissen. Jetzt, wo er ihrer Liebe sicher war, gab es für ihn kein Hindernis, das er nicht aus dem Wege räumen konnte.

Aus dem ganzen Briefe sprach eine so starke Willenskraft, daß Nanny instinktiv fühlte, sie würde ihm schließlich nachgeben müssen. Aber gleichzeitig überflutete sie wieder brennende Scham. Sie dachte an Dora, die sie mit Wohlwollen überhäuft hatte, die ihr als ihrer treuesten Freundin vertraute und es ekelte ihr wieder vor ihr selbst. Von diesem Impuls getrieben, setzte sie sich nieder und warf ein paar Zeilen auf den Briefbogen: „Wenn du mir nochmals schreibst, sende ich dir den Brief unerbroschen zurück. So hab doch Erbarmen mit mir und laß mich zur Ruhe kommen.“ Sie schrieb Hallmers' Adresse auf den Umschlag und lief selbst zum nächsten Postkasten, um den Brief hineinzuwurfen. Als sie zurückkehrte, bereute sie es bereits, ihm überhaupt geantwortet zu haben. Erst jetzt fiel ihr ein, daß sie ja Doras Brief noch uneröffnet in der Tasche trug. Sie setzte sich nieder, ihn zu lesen.

Er enthielt nur Klagen über ihr Fortgehen: es war so langweilig, seit sie nicht mehr da sei, Otto wäre auch ewig schlechter Laune, sie möge doch nur schnell zurückkommen... Nanny zerriß den Brief, ohne ihn zu Ende zu lesen. Wenn Dora ihren Mann wirklich liebte, so mußte sie es fühlen, daß es besser war ich ging, dachte sie bitter, war es nicht eigentlich Torheit, sich gegen dieses Glück zu wehren, nach dem sie mit allen Fibern ihrer Seele verlangte? würde sie Dora wirklich unglücklich machen? war sie nicht viel zu oberflächlich und phlegmatisch, um zu ver zweifeln?

Ach Gott, sie wußte in diesem Wirrsal von Empfindungen nicht mehr, was recht und was falsch war, hätte sie doch das friedliche Heim der alten Leute nie verlassen, wo sie freilich vegetiert hatte, wo sie jedoch vor diesen Kämpfen der Seele bewahrt gewesen war. Kampf und Bewegung, das hatte sie gewollt, deshalb war sie hinausgezogen und nun, da dieser Kampf erst eben begonnen, drohte sie so jämmerlich zu erliegen.



Achstes Kapitel.

Bierzehn Tage waren vergangen seit Nanny wieder bei den Reekers eingezogen war, und obwohl sie sich bemühte, sich im Hausstand nützlich zu machen, obwohl sie ihrer Tante jeden Sonnabend das vereinbarte Pensionsgeld überlieferte, merkte sie es doch an mancherlei Kleinigkeiten, daß ihre Verwandten gern von ihrer Anwesenheit befreit sein würden. Es fehlte nicht an Anspielungen auf Leute, die selbst nicht recht wußten, was sie wollten, und die ihr Glück verpaßten.

Nanny tat, als ob sie es nicht merkte, aber die enttäuschten Gesichter, das geringschätzige Achselzucken nach einem mißglückten Versuch um eine Stellung ärgerten sie unsäglich. Sie antwortete auf jede Annonce, sie bemühte sich um jede Stellung, die nur halbwegs annehmbar erschien, aber immer war ihr jemand zuvorgekommen oder man fand sie zu jung oder man verlangte eine junge Dame, die ihr Examen in der englischen und französischen

Sprache gemacht hatte. Sie fing an, mutlos zu werden, dazu kam, daß die fortgesetzten Seelenkämpfe sie aufrieben. Hallmers hatte ihr nochmals geschrieben, diesmal war sie nicht der Versuchung erlegen, in fieberhafter Hast hatte sie den Brief in einen Umschlag geschoben und an Hallmers' Adresse zurückgesandt.

Eines Mittags kehrte Nanny von einem Besuch zurück, den sie anläßlich einer Annonce in der Haarlemer Zeitung gemacht hatte. Ein Witwer mit drei Kindern hatte eine gebildete Dame gesucht, die seinem Hauswesen vorstehen und die Erziehung seiner Kinder leiten sollte. Nanny verhehlte sich nicht, daß sie recht wenig für eine derartige Stellung geeignet sei, dennoch beschloß sie, einen Versuch zu machen. Sie war in ein großes, vornehm aussehendes Haus gekommen, wo man sie in einen luxuriös eingerichteten Salon geführt hatte. Der Witwer, noch in Trauer, durchaus korrekt in Haltung und Kleidung, hatte sie empfangen. Verbindlich lächelnd hatte er ihr zugehört, weshalb sie gekommen sei, dabei hatten seine wasserblauen Augen einen so zudringlichen Ausdruck angenommen, daß Nanny sich unbehaglich zu fühlen begann. Schließlich war er sehr nahe an sie herangerückt und hatte ihr unter bedeutungsvollen Blicken erklärt, daß er unmöglich ein so junges, schönes Mädchen wie sie es sei, zu sich ins Haus nehmen könne, der Leute wegen, aber falls sie geneigt sein sollte... und dabei war er noch näher an sie herangerückt und hatte sie mit seiner großen, beringten Hand unter das Kinn gefaßt. Nanny war nahe daran gewesen, ihn mitten ins Gesicht zu schlagen, aber sie hatte sich zu beherrschen gewußt, war aufgestanden und hatte das Zimmer verlassen, ohne den Menschen eines weiteren Wortes zu würdigen.

Bitternd vor Empörung und Scham hatte sie die Villa verlassen. Es war das erstemal, daß man es gewagt hatte, ihren Mädchenstolz anzutasten.

Als sie in die Straße einbog, in welcher ihre Verwandten wohnten, kam ihr jüngster Vetter ihr entgegen gelaufen.

„Wie bist du lange fortgeblieben, Nanny, es ist ein Herr da, der will dich sprechen.“

Ein Herr? Sollte jemand kommen, um ihr eine Stellung anzubieten?

„Wie heißt er, Willy?“

„Das weiß ich nicht. Ich hab' ihm die Tür aufmachen müssen, weil Anna ausgegangen war und weil Mutter sich nicht sehen lassen wollte in ihrem Morgenrod. Ich hab' ihn in die beste Stube gebracht, komm doch nun schnell mit.“

Sollte dieses die Vergütung sein für die bittere Enttäuschung von Iseben? Ihre optimistische Natur war halb geneigt, es zu glauben, aber als sie nun die Tür zum sogenannten Salon öffnete, entfuhr ihr ein leiser Schreckensruf, denn vor ihr stand Hallmers.

Sie schloß die Tür hinter sich und sah ihm in die bleichen, erregten Züge, der Gedanke an die Demütigung, die sie Iseben erlitten, und der Schreck über die unverhoffte Begegnung, wirkten zusammen, sie um ihre mühsam behauptete Fassung zu bringen. Sie sank weinend auf einen Stuhl.

Er trat bestürzt auf sie zu und suchte sie zu beruhigen, aber als er sie in seine Arme nehmen wollte, stieß sie ihn erregt zurück:

„Was willst du hier, warum verfolgst du mich? Hast du denn kein Mitleid mit mir?“

„Hattest du Mitleid mit mir, als du mir meinen Brief ungelesen zurückschicktest? Du bist selbst schuld daran, daß ich hier bin, du hast mir keine andere Wahl gelassen.“

„Aber was willst du denn nur?“ rief sie verzweiflungsvoll.

„Ich will mich von Dora scheiden lassen, ihr und mir die Freiheit wiedergeben und dich, die ich bis zum Wahnsinn liebe, zu meiner Frau machen.“

Er stand dicht vor ihr, seine letzten Worte kamen keuchend heraus, als sie stumm blieb, fuhr er überredend und innig fort:

„Wir werden so glücklich sein, Nanny, wir können von hier fortgehen, nach Paris, nach Italien, wohin du willst. Ich will dir das Leben so schön gestalten, wie es keinem andern Weibe zuteil wird, ich habe dich ja so unendlich lieb.“

Er schloß sie in seine Arme, sie leistete ihm keinen Widerstand. Schließlich lehrte ihr die Besinnung zurück.

„Und Dora?“ fragte sie.

Es war, als ob das eine Wort ihn ernüchterte.

„Wir müssen in aller Ruhe darüber reden, Nanny. Glaube mir, dieses Hindernis ist nicht so unüberwindlich. Dora ist reich und völlig unabhängig. Du kennst sie so gut wie ich und weißt, daß sie keine tief und leidenschaftlich empfindende Natur ist. Natürlich wird es zunächst eine große Aufregung für sie sein, aber ihre apathisch gleichgültige Natur wird sie bald darüber hinwegbringen, in ein paar Jahren wird sie dieselbe sein, vielleicht verheiratet mit einem Manne, der sie glücklicher macht, als es mir je möglich gewesen wäre.“

„Nein, nein,“ sagte Nanny hastig. „Wie wollen wir das beurteilen? Ich glaube sicher, daß Dora dich so lieb hat, wie es ihr bei ihrem ruhigen Empfinden möglich ist. Ihr ruhiges Vertrauen ist ein Beweis dafür. Sie ist völlig ahnungslos, sie wird wie betäubt, wie zerschmettert sein, wenn sie die Wahrheit erfährt. Laß sie es nie erfahren, Otto, ich flehe dich an, laß uns sie nicht unglücklich machen.“

„Und glaubst du, daß sie so nicht auch unglücklich werden müßte? Begreifst du denn nicht, daß sie mir nichts mehr sein kann, seit meine Seele von dir erfüllt ist? Weißt du denn nicht, daß ich sie geduldet habe, seit du in mein Leben eingetreten bist, daß ich sie hassen müßte, wenn sie wirklich das Hindernis bliebe, das es mir unmöglich macht, dich zu besitzen. Siehst du es denn nicht ein, daß dieser Zustand im hohen Maße unsittlich ist?“

„Ich sehe nichts ein, ich weiß nur das eine, daß sie mir von Kindheit an nur Liebes erwiesen hat. Ich kann ihr ihre Güte nicht mit so krassem Undank lohnen, ich müßte mich zu tief verachten, wenn ich dir nachgäbe; ich würde nicht glücklich mit dir sein können, Dora würde ewig wie ein Gespenst zwischen uns stehen. Ich will nicht der ganzen Welt das Recht geben, mit Fingern auf mich zu weisen, als auf ein Ungeheuer an Undankbarkeit.“

„Was willst du dann tun, Nanny?“

„Meine Pflicht.“

Er lachte bitter: „Pflicht nennst du es, den Mann, den du liebst, elend für das ganze Leben zu machen! Das also nennst du deine Pflicht, mir erst alles zu ver-

heißen durch das Bekenntnis deiner Liebe und mich nun, nachdem du mich in das Paradies aufgenommen hast, zurückzustößen; nachdem du mir das Licht gezeigt hast, verlangst du von mir, daß ich in meine Finsternis zurücklehre, und wenn ich mich dagegen sträube, dann stellst du dich auf ein Piedestal und verkündest: „ich werde meine Pflicht tun.“

Das junge Mädchen wand sich in Verzweiflung. Sie fühlte die Wahrheit seiner Worte, aber ihre ganze Seele sträubte sich, ihm nachzugeben.

„Ich leugne meine Schuld nicht,“ sagte sie endlich demütig. „Der Himmel weiß, daß ich nicht schlecht sein wollte, aber das alles kann mich nicht bestimmen, etwas zu tun, wogegen sich mein ganzes Empfinden sträubt.“

Es wurde still im Zimmer. Mannys Augen füllten sich mit Tränen. Er trat auf sie zu und legte den Arm um ihre Schulter:

„Hör mich an, Kind,“ sagte er ruhig, „ich sehe ein, du liebst mich nicht so restlos, wie ich es gehofft hatte, du hast mich wohl lieb, aber dein Gefühl für mich ist nicht so stark, daß es dich das Urtheil der Menschen gering achten ließe. Du wagst es nicht, offen und ehrlich zu bekennen, daß du mich liebst und doch stehst du ganz allein in der Welt und hast niemand, dem du Rechenschaft zu geben brauchtest. Aber vielleicht wird deine Liebe zu mir mit der Zeit erstarken. Ich verlange vorläufig keinen Entschluß von dir, ich werde geduldig warten, ob die Zeit kommen wird, wo du deinen Irrtum erkennen wirst, aber ganz ohne dich kann ich nicht leben. Ich muß dir schreiben dürfen, ich muß dich hin und wieder sehen dürfen, das darfst du mir nicht verweigern, wenn du mich nicht zur Verzweiflung treiben willst.“

Und Manny gab nach.



Neuntes Kapitel.

Tante Alara saß im Wohnzimmer auf Doornhof am Fenster und häfelte. Es war ein recht mühsames Muster, ein Stern mit vielen Blättern und Knötchen, sie hatte schon zweimal ein Endchen aufröppeln müssen, denn sie machte gelegentlich Fehler. Tante Alara verstand es sonst,

die kniffelichsten Häkelmuster vom Blatt abzusehen, aber heute schien sie mit ihren Gedanken nicht recht bei der Sache. Schließlich warf sie die Häkelei ärgerlich in ihr altmodisches Arbeitskörbchen aus getriebenem Silber und blickte nach draußen. Mimi ging mit ihrer großen Strohschute auf dem Kopf zwischen den Beeten im Garten auf und ab. Alara dachte einen Augenblick daran, zu ihr hinauszugehen, aber ein Gefühl gekränkten Stolzes hielt sie davon zurück, sie lebten augenblicklich auf etwas gespanntem Fuße. Nicht daß sie sich erzürnt hätten, aber es bestand gegenwärtig eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und das war eine große Seltenheit, denn Mimi pflegte gewöhnlich alles, was Alara sagte, im voraus gut zu heißen.

Alara hielt sich selbst für eine christlich denkende, wohlthätige Frau.

Sie tat, was sie für ihre Pflicht hielt, aber sie fand, daß Mimi die Nächstenliebe denn doch zu weit trieb. Das war denn doch mehr als töricht, sich aus purer christlicher Menschenliebe seine eigene Häuslichkeit unbehaglich zu machen, man hatte doch schließlich auch Pflichten gegen sich selbst.

Die beiden Fräulein Vermeeren waren einige Tage lang bei Dora im Haag zum Besuch gewesen. Hallmers war abwesend gewesen, er hatte plötzlich in Geschäften verreisen müssen; obwohl die Tanten es lebhaft bedauerten, den „lieben Neffen“ nicht zu sehen, war es ihnen im Grunde doch recht lieb, Dora für sich allein zu haben, um sie in der ihnen eigenen, herzlich besorgten, aber neugierigen und altjüngferlichen Manier über ihr Eheleben auszufragen. Dora hatte geantwortet, daß sie glücklich sei. Otto sei in der letzten Zeit freilich etwas reizbar und sähe schlecht aus, aber auf dieser kleinen Reise würde er sich hoffentlich erholen. Tante Mimi hatte dann etwas spitz dreingesehen und Tante Alara hatte bedenklich den Kopf geschüttelt. Die Rede war auch auf Nanny gekommen, und die alten Damen hatten nicht mit ihrer Ansicht zurückgehalten, wie taktlos sie es von dem jungen Mädchen gefunden hätten, Doras Güte so zu mißbrauchen; es zeuge wahrhaftig von wenig Zartgefühl, den Aufenthalt bei einem jungen Ehepaar so auszudehnen. Mit aller Wärme, deren sie fähig war, hatte die junge Frau ihre Freundin

verteidigt. Die Tanten durften wirklich nicht schlecht von Nanny denken, sie war so zu beklagen. Man hatte sie nicht genügend lernen lassen, als daß es ihr möglich wäre, eine unabhängige Stellung zu finden, sie würde vielleicht ihr ganzes Leben als Gesellschafterin und später gar als Haushälterin dienen müssen. Bei ihren Verwandten war sie auch nicht auf Rosen gebettet und würde nun wahrscheinlich die erste beste Stellung, welche sich ihr bot, annehmen. Da hatte Tante Mimi angefangen unruhig auf dem Stuhl hin und her zu rücken und am selben Abend noch hatte sie Alara durch die zögernde Frage, wie sie darüber dächte, wenn sie Nanny van Delten vorläufig bei sich aufnehmen würden, in Erstaunen gesetzt. Sie konnten wirklich so ein junges Mädchen zur Gesellschaft und zur Hilfe im Hausstand gebrauchen, namentlich, wenn Alara im Winter wieder so von ihrem Rheumatismus zu leiden haben würde. Dora hatte recht, das junge Mädchen war wirklich aufrichtig zu bedauern, es bot sich da die Gelegenheit, einmal ein wirklich gutes Werk zu tun.

Alara war anfänglich sehr verwundert, als sie jedoch merkte, daß Mimi es ernsthaft meinte, wurde sie ärgerlich.

„Ich denke, du magst diese Nanny nicht leiden, als sie damals zu Doras Hochzeit bei uns war, hast du mehr als einmal gesagt, daß sie dir nicht gefiele.“

„Wenn wir das Mädchen gern hätten, könnte ja nicht mehr die Rede von einem guten Werk sein,“ entgegnete Mimi, „dann würde es nur ein Vergnügen für uns sein, sie um uns zu haben.“

Alara wurde jetzt wirklich böse: „Du redest lauter dummes Zeug. Wenn wir wirklich töricht genug wären, sie zu fragen, ob sie zu uns kommen will, so wird sie sich höchstens dafür bedanken. Bei den Dudgeests ist sie ja davongelaufen, weil es ihr zu langweilig war, bei den alten Leuten, bei uns wird es ihr natürlich auch viel zu still sein.“

„Das glaube ich nicht,“ meinte Mimi, „einmal wohnen wir so nahe bei Arnheim, zweitens haben wir einen großen Umgangskreis; wenn wir ihr das Leben ein bißchen angenehm machen, wird es ihr schon bei uns gefallen.“

Aber Alara wollte nichts davon wissen. Dieses Geschöpf mit den roten Haaren wollte sie nicht im Hause haben. Solange sie noch ein Wörtchen mitzureden hatte, geschah es nicht; selbst das Argument, daß man Dora eine so große Freude dadurch bereiten würde, verfehlte seine Wirkung und Alara ersuchte ihre Schwester, die Angelegenheit ruhen zu lassen.

So wurde denn nicht weiter darüber geredet, aber das gute Einvernehmen zwischen den Schwestern hatte gelitten. Mimi ärgerte sich, daß sie so gar nichts zu sagen haben sollte, obwohl sie doch nur zwei Jahre jünger war als ihre Schwester, aber sich offen zu widersetzen, das wagte sie doch nicht, so begnügte sie sich damit, der Schwester gelegentlich einen kleinen Hieb zu versetzen, indem sie von Leuten redete, die den Mund immer voll hatten von christlicher Nächstenliebe, die aber nie zu haben waren, wenn es galt, wirklich einmal ein gutes Werk zu tun.

Dabei blieb es vorläufig. Als die alten Damen dann aus dem Haag zurückkehrten, fanden sie einen Brief von Nanny vor. Sie fragte an, ob die Damen in ihrem großen Bekanntenkreise nicht eine passende Stellung für sie wüßten, es sei ihr bisher leider noch immer nicht gelungen, etwas zu finden.

„Du kannst ihr ja antworten,“ sagte Mimi möglichst gleichgültig, nachdem Alara ihr den Brief vorgelesen hatte.

Heute vormittag wollte es wirklich nicht mit Häkeln gehen. Es war draußen so herrlich, Mimi hatte wirklich recht, diese letzten schönen Tage im Freien zu genießen. Alara nahm ihren Schal und ging auch in den Garten hinaus.

Die beiden alten Damen wandelten zwischen den Blumenbeeten auf und ab, bewunderten die Dalien in ihrer mannigfachen Farbenpracht und gingen dann in den Obstgarten, wo der Gärtner die Birnen von den Bäumen nahm.

„Is nich zu sagen, was wir über Jahr für viele Bergamotten haben!“ erklärte er, nachdem er vor seinen alten Herrinnen die Mütze gezogen hatte.

„Ja, Rohler, es ist ein geeignetes Jahr gewesen,“ antwortete Alara, „vergessen Sie nur nicht heute nach-

mittag wieder einen Korb voll Bergamotten an Frau Hallmers zu schicken.“

„Nee, nee, da denk ich an, aber wir behalten deshalb doch noch so viele, und sie dürfen nicht lang mehr liegen.“

„Ja, ja, wir werden wohl noch manchen Korb voll weggeben müssen, es ist zu viel für uns, meinst du nicht auch, Mimi?“

„Ich finde, hier ist von allem viel zu viel für uns. Das Haus ist zu groß, Früchte und Gemüse verfaulen, weil wir sie nicht alle bewältigen können, es ist ein Jammer, daß all der Überfluß für zwei alte Geschöpfe da sein soll, die nicht mehr viel zum Leben brauchen.“

„Du tust wahrhaftig, als ob wir achtzig wären,“ sagte Alara geärgert, die nicht gern an ihr Alter erinnert wurde, „was willst du überhaupt damit sagen?“

„Daß zwei alte Menschen, die so reichlich mit irdischen Gütern gesegnet sind wie wir, Gutes tun sollen und andere an ihrem Wohlstand teilnehmen lassen sollen. Wenn ein armes, elternloses Kind dann nicht weiß, wo es eine Unterkunft finden soll, so finde ich es schlecht von so ein paar alten Menschen, sich noch lange zu besinnen. Ich sehe darin einen Fingerzeig Gottes.“

„Und ich finde, daß du deinen Kopf immer durchsetzen mußt! Du bist doch gerade wie die selige Mutter, die wußte auch so einen sanften Zwang auszuüben, so daß Vater doch schließlich alles tun mußte, was sie wollte, wenn er sich anfangs auch noch so sträubte. Wodurch hat dieses rothaarige Geschöpf es dir nur so angetan?“

„Durch nichts, ich mag sie, offen gestanden, immer noch nicht gern leiden. Aber wir tun so wenig. Daß wir jährlich eine große Summe für wohlthätige Zwecke hergeben, fällt nicht ins Gewicht, wenn wir zehnmal soviel gäben, würden unsere Zinsen doch ausreichen. Es ist eigentlich ein ziel- und zweckloses Dasein, das wir führen. Und an der Manny könnten wir wahrscheinlich ein gutes Werk tun. Alara, du weißt, ich bin immer geneigt, dir nachzugeben, dieses eine Mal lasse mich nun auch einmal meinen Willen haben.“

Dabei sah sie der Schwester so freundlich und bittend ins Gesicht, daß diese ihr nicht länger zu widerstehen vermochte.

„Nun,“ meinte Alara, „man könnte sie ja vorläufig

einmal probeweise auf Besuch einladen, das wird wahrscheinlich das beste Mittel sein, um dich von deiner Philanthropie zu heilen, nachdem sie drei Wochen im Hause gewesen ist, wirst du schon genug von ihr haben."

"Dann haben wir doch wenigstens den guten Willen gezeigt. Willst du ihren Brief beantworten, oder soll ich es tun?"

"Nein, das überlasse ich dir," sagte Klara, ein wenig ärgerlich, daß sie nun doch nachgegeben hatte, „aber es hat wohl Zeit bis morgen, man muß nichts übereilen."



Zehntes Kapitel.

Die Familie Reefers saß im Wohnzimmer beieinander. Am Sofatisch saß der Hausherr mit seiner Schreibarbeit; um das Licht zu sparen, pflegte er des abends mit Frau und Kindern zusammenzusitzen, es durfte dann jedoch nicht gesprochen werden. Die jüngeren Kinder waren schon im Bett, die beiden Ältesten saßen mit am Tisch und machten ihre Schulaufgaben. Von Zeit zu Zeit suchten sie die drückende Stille durch ein leises Tuscheln miteinander zu unterbrechen, was ihnen jedesmal einen vorwurfsvollen Blick der Mutter eintrug.

Frau Reefers flüchte das Unterzeug der Kinder und Nanny versuchte ihr so gut wie sie es verstand zu helfen.

Es wurde an der Haustür geklingelt.

Die Kinder sprangen erwartungsvoll auf, voll Hoffnung auf eine Überraschung oder Abwechslung, auf die sie nicht gerechnet hatten.

"Es ist der Postbote," sagte Frau Reefers ruhig.

Zögernd und mit enttäushtem Gesicht entschloß der älteste Junge sich, an den Briefkasten zu gehen.

"Für dich," sagte er als er zurückkam und warf Nanny einen Brief zu.

Der scharfe Blick der Tante suchte die Handschrift auf dem Umschlag zu erkennen, Nanny atmete auf, als sie sah, daß der Brief nicht von Hallmers war.

"Von Fräulein Vermeeren," sagte sie erklärend.

Die Tante blidte sie gespannt beim Lesen an, Nanny

hatte ihr erzählt, daß sie sich an die beiden alten Damen gewandt habe. Auch Herr Reefers ließ seine Arbeit einen Augenblick ruhen und sah erwartungsvoll zu Nanny hinüber.

Nanny errötete beim Lesen und stieß einen Ausruf der Überraschung aus.

„Nun?“ fragte Frau Reefers.

„Die alten Damen bieten mir an, zu ihnen zu kommen,“ sagte Nanny. Im selben Augenblick bereute sie, es gesagt zu haben. Sie begriff, daß es besser sein würde, dieses Anerbieten nicht anzunehmen, daß sie den Verwandten gegenüber aber keinen triftigen Grund für ihre Weigerung anzugeben haben würde.

„Gott sei Dank!“ sagte die Tante und atmete erleichtert auf, während Reefers sich begnügte zu sagen: „Ich gratuliere dir, Kind,“ und dann seine Feder wieder aufnahm.

Nanny antwortete nicht, sie schien noch in ihre Lektüre vertieft zu sein.

„Was schreiben sie,“ fragte die Tante, „kannst du es uns nicht vorlesen?“

Ohne recht zu wissen, was sie tat, reichte Nanny den Brief der Tante hinüber.

Dieses Anerbieten kam ihr so unerwartet wie möglich, sie hatte nicht geglaubt, daß die alten Damen so viel Interesse für sie hätten. Durch ihren Aufenthalt in Doornhof würde sie wieder häufiger mit Dora und Hallmers zusammengeführt werden, sie erbehte schon bei dem Gedanken, Dora wiedersehen zu müssen. Nein, sie mußte ablehnen.

Frau Reefers hatte inzwischen die einfach herzlichen Zeilen von Fräulein Mimi Vermeeren gelesen, in denen sie Nanny vorschlug, vorläufig zu ihnen auf Besuch zu kommen. Wenn man dann nach einigen Wochen zu der Überzeugung gelangen würde, daß man zueinander paßte, so sollte ein dauernder Aufenthalt für Nanny daraus werden.

„Ein besseres Angebot hätte dir wahrhaftig nicht gemacht werden können,“ sagte Frau Reefers und faltete sehr befriedigt den Brief zusammen. „Es sollte mich wundern, wenn Dora Hallmers hierbei nicht auch ihre Hand

im Spiele gehabt hätte. Du kannst wirklich nicht dankbar genug dafür sein, so eine Freundin zu besitzen.“

Nanny wurde rot. „Aber ich kann doch unmöglich dieses Anerbieten annehmen,“ sagte sie zögernd.

„Wie beliebt?“ fragte die Tante erstaunt und Herr Reefers schob seine Papiere plötzlich beiseite und sah seine Nichte scharf an.

„Ich bin bei den Dudgeests fortgegangen, weil ich es bei so alten Leuten nicht aushalten konnte, findet ihr es nicht törricht, wenn ich wieder eine ebensolche Stellung annehme?“

„Hör mal, Nanny,“ sagte Herr Reefers streng und winkte seiner Frau zu schweigen. „Du weißt recht gut, daß ich dich unter der Bedingung wieder in mein Haus aufgenommen habe, daß du dich so bald wie möglich um eine andere Stellung bemühen würdest. Ich will ja nicht sagen, daß du dir keine Mühe gegeben hättest, etwas zu finden, aber es ist dir nicht geglückt. Jetzt bietet sich dir eine unverhofft gute Stellung und du besinnst dich noch, sie anzunehmen, ich weiß nicht, was ich davon denken soll.“

„Jedenfalls brauchst du nicht zu denken, daß ich hier länger bleiben will, als dringend nötig ist,“ sagte Nanny heftig, „aber ich habe Gründe, weshalb ich lieber nicht zu den Fräulein Vermeerens ziehen möchte, die du nicht verstehst.“

„Von lieber kann gar keine Rede sein!“ entgegnete er kühl. „Es scheint, du hältst deinen Onkel für etwas schwer von Begriffen, ich sollte es ja auch nicht verstehen können, weshalb du den Dudgeests davongelaufen bist. Aber soviel verstehe ich doch, daß dir keine Wahl bleibt, ich verlange von dir, daß du diese einwandfreie Stellung annimmst, und wenn du in dieser neuen Stellung wieder nicht aushältst, so wirst du meine Tür verschlossen finden, das laß dir gesagt sein.“

Am folgenden Tage schrieb Nanny einen Brief an Fräulein Vermeerens, worin sie ihnen herzlich dankte für ihren gütigen Vorschlag. Sie würde sich erlauben, die freundliche Einladung anzunehmen und würde sich bemühen, die Erwartungen, die man in sie setzte, nicht zu enttäuschen. Der Brief war unter Herrn Reefers Aufsicht geschrieben, er hatte ihn ihr sozusagen diktiert.

Nanny hatte sich nicht widersezt, weil sie wußte, daß es nichts helfen würde. Sie war ohnmächtig gegen dieses Zusammentreffen von Umständen, da war es wohl das Beste, sich treiben zu lassen, sich von dem Strom mitreißen zu lassen und abzuwarten, was geschehen würde.



Elftes Kapitel.

Tante Alara mußte bekennen, daß sie sich betreffs Nannys geirrt hatte, aber wenn Mimi sie dann zuweilen siegesgewiß ansah, schüttelte sie den Kopf und sagte nur:

„Ja, Mimi, aber du mußt doch zugeben, daß das Mädchen, seit sie das erste Mal bei uns war, sich unendlich verändert hat.“

„Zu ihrem Vorteil.“

„Ja und nein. Diese Ausgelassenheit von früher hat sie ja abgelegt, wo man nie recht wußte, ob sie sich eigentlich über einen lustig machte; sie ist stiller und gesekter geworden, und ich muß sagen, daß sie sich Mühe gibt, sich unseren Lebensgewohnheiten anzupassen. Aber sie hat jezt so etwas Unstätes, Nervöses, das mir nicht an ihr gefällt. Wenn man sie anredet, kann sie so zusammenzuden und dunkelrot werden. Zuweilen sieht sie so geistesabwesend da, als ob wir nicht für sie existierten, denn wieder fängt sie an zu schwärzen und zu erzählen, daß mir ganz wirr davon im Kopfe wird.“

„Nun, nun,“ sagte Mimi begütigend, „die jungen Mädchen heutzutage sind anders, als wir zu unserer Zeit waren. Ich bin froh, sie bei uns zu haben und es scheint ihr hier ja auch recht gut zu gefallen.“

„Ja, so gut sogar, daß sie keine sonderliche Lust zu haben scheint, Weihnachten mit uns nach dem Haag zu fahren. Wenigstens sagte sie nicht viel, als ich sie gestern fragte, ob sie etwas mit Dora gehabt hat?“

„Wie kommst du nur auf so einen Gedanken?“ sagte Mimi entrüstet, „ich möchte sagen, sie liebt das Kind ebenso wie wir selbst, sie wird jedesmal ganz gerührt, wenn sie von Dora spricht.“

„Nun, das ist wohl kein Wunder, sie hat ihr ja

so unendlich viel zu verdanken, aber das gibt sie wenigstens zu.“

Weihnachten nahte. Dora hatte Nanny dringend eingeladen, das Fest bei ihr zu verleben, aber Nanny wollte Doornhof nicht verlassen. Da hatte die junge Frau sich an ihre Tanten gewandt. Sie mußten Nanny bestimmen, zu ihr zu kommen, sie hätte sich schon so darauf gefreut und Otto sähe in letzter Zeit so schlecht aus, ihm würde eine Abwechslung sicher gut tun.

Tante Mimi las den Brief morgens beim Frühstück vor und Nanny wurde abwechselnd blaß und rot, während sie Fräulein Klaras Blicke auf sich ruhen fühlte.

„Warum wollen Sie nicht hinfahren, Nanny,“ fragte Fräulein Klara, als Mimi geendigt hatte. „Sie sind doch immer gern mit Dora zusammen gewesen und wir können Sie wohl eine Zeitlang entbehren.“

„Ich fühle mich hier so wohl,“ antwortete Nanny, ohne aufzusehen, „es ist so ungemütlich mitten im Winter zu reisen.“

„Papperlapapp!“ rief die alte Dame ärgerlich. „kommen Sie uns doch nicht mit solchen Ausflüchten! im Haag ist es gerade im Winter herrlich, Sie könnten Theater und Konzerte besuchen und bisher waren Sie derartigen Vergnügungen doch nicht abgeneigt. Nein, dahinter steckt etwas anderes, haben Sie etwas mit Dora gehabt? Sie täten wirklich besser daran, einmal ehrlich Farbe zu bekennen.“

Nanny fühlte, daß sie verloren sein würde, wenn sie sich jetzt nicht beherrschte. Sie zwang sich, der alten Dame gerade in die Augen zu sehen und in möglichst unbefangenenem Tone zu antworten:

„Es ist ja nicht nötig, daß zu so einem jungen Ehepaar allzuhäufig eine Freundin ins Haus kommt.“

„Wollen Sie damit etwa andeuten, daß unser Neffe Ihnen den Hof machte?“

Tante Klaras Stimme klang unangenehm scharf.

Ihre Schwester bekam einen dunkelroten Kopf vor Schreck, aber Nanny schien weit davon entfernt beleidigt zu sein, sie warf sich in den Stuhl zurück und lachte, sie konnte sich gar nicht wieder besinnen vor Lachen, so daß es eine Weile dauerte, bis sie antworten konnte:

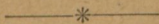
„Seien Sie nicht böse, daß ich so lache, Fräulein Alara, aber der Gedanke, daß Herr Hallmers mir den Hof machen könnte, ist zu komisch! Er hat nur Augen für seine kleine Frau, und die beiden sind so glücklich, wie man es sich nur denken kann. Aber ich, ich gehe einem so völlig anderen Leben entgegen und fühle wirklich kein Bedürfnis, immer Zeuge dieses Glückes zu sein. Zwei Menschen, die viel voneinander halten, haben keine dritte Person zu ihrem Glück nötig, so freundlich es auch von Dora ist, mich so oft einzuladen. Ich bitte Sie deshalb, Fräulein Alara, dringen Sie nicht weiter in mich, ich war im Sommer lange genug bei Dora zum Besuch und möchte wirklich einige Zeit verstreichen lassen, ehe ich wieder nach dem Haag fahre.“

Das leicht gerührte Fräulein Mimi trat auf Nanny zu und gab ihr einen Kuß.

„Wenn ich Sie recht verstehe, liebes Kind, so handeln Sie durchaus verständig und ehrlich. Dora ist Ihre Freundin und man kann nie vorsichtig genug sein. Je mehr ich Sie kennen lerne, desto mehr muß ich Sie schätzen, mein gutes Kind.“

Auch Fräulein Alara nickte dem jungen Mädchen freundlich zu:

„Sie mögen recht haben, Nanny, und wir wollen nicht mehr davon reden. Das Beste wird sein, ich schreibe einfach an Dora, daß wir Sie um diese Zeit eigentlich nicht gut entbehren könnten, und daß Sie Ihren Besuch deshalb zum Frühling oder Sommer verschöben.“



Zwölftes Kapitel.

„Ich bin froh, daß du da bist,“ sagte Dora an einem stürmischen Märztag, als ihr Mann aus der Stadt zurückkam. „Es hat den ganzen Tag so gestürmt, ich habe mich wirklich etwas geängstigt. Setzest du dich nun gemütlich zu mir?“

„Ich habe zu arbeiten,“ entgegnete er kurz und schickte sich an, hinauszugehen.

„Ach, du arbeitest jetzt immer! Gib mir doch wenigstens einen Kuß, wenn du nach Hause kommst.“

Er küßte sie flüchtig auf die Wange.

„Das ist kein Kuß!“ sagte sie ungeduldig und in einem plötzlichen Zärtlichkeitsbedürfnis, das nur selten bei ihr zum Durchbruch kam, schlug sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Ohne zu wissen, was er tat, stieß er sie von sich.

„Otto!“ sie starrte ihn in schmerzlichem Erstaunen an.

„Verzeih!“ murmelte er und verließ hastig das Zimmer.

Sie blickte ihm fassungslos nach.

„Was hat er?“ dachte sie, „sind meine Zärtlichkeiten ihm lästig, er ist jetzt oft so kühl, aber brutal ist er doch noch nie gewesen.“

Sie nahm ihre Handarbeit wieder auf, aber sie konnte vor den aufquellenden Tränen die Stiche nicht sehen. Sie dachte darüber nach, ob sie ihrem Manne irgendwelchen Grund zur Verstimmung gegeben habe. Sollte er geschäftlichen Verdruß gehabt haben? Geldverluste?

„Nein, das kann es alles nicht sein,“ dachte sie weiter, „wahrscheinlich hat seine Verstimmung gar keinen besonderen Grund, er ist ja so leicht etwas nervös, wenn ich recht freundlich und nachgiebig bin, wird sich seine Reizbarkeit schon legen.“

„Du siehst wirklich angegriffen aus und du ißt kaum, fehlt dir etwas?“ fragte sie bei Tisch.

„Mir fehlt nichts, du mußt mich nicht immer mit solchen Fragen quälen, ich bin so gesund, wie man es sich nur wünschen kann.“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn forschend an. Er fiel ihr heute eigentlich zum ersten Mal auf, wie er in letzter Zeit abgemagert war, seine Augen waren tief in den Kopf hineingesunken.

„Wenn du nicht krank bist, so mußt du irgend welche Sorgen haben, so sag mir doch, was dir fehlt.“

Sie war aufgestanden und hatte seine Hand ergriffen. Er entzog sie ihr rasch und sagte ungeduldig:

„Es ist nichts, wie oft soll ich es dir sagen?“

Betrübten Gesichtes setzte Dora sich wieder auf ihren Platz, aber sie mochte jetzt auch nicht mehr essen und kämpfte mit den aufsteigenden Tränen. Er bemerkte es

und rückte nervös auf seinem Stuhl hin und her. Das Mittagessen verlief in unbehaglichem Schweigen. Draußen heulte der Sturm und schlug den Regen gegen die Fensterscheiben. Es war ein Abend, an dem man so recht Lust bekam, es sich daheim gemütlich zu machen. — Wenn wir erst behaglich beim Tee sitzen, wird sich seine schlechte Laune schon legen, dachte Dora. Sie drängte die Tränen zurück und sagte so unbefangen wie möglich:

„Wenn es dir recht ist, lasse ich den Tee heute in deinem Zimmer servieren, du hast wohl noch zu arbeiten und ich setze mich dann mit meiner Handarbeit zu dir hinein, es ist so langweilig, immer allein zu sitzen.“

„Mein Zimmer ist total verräuchert, ich habe vor Tisch mehrere Zigarren geraucht, das kannst du doch nicht aushalten.“

„Ach, einmal ertrag ich es schon, so schlimm wird es wohl nicht sein.“

„An mir wirst du auch keine Unterhaltung haben, ich habe Briefe zu schreiben und möchte nicht gestört sein.“

Das Mädchen kam, um den Tisch aufzuräumen und er benutzte die Unterbrechung um hinauszugehen. In seinem Zimmer ließ er sich auf den Divan fallen und drückte den Kopf tief in die Kissen. Dieser Zustand war nicht länger zu ertragen, stöhnend wälzte er sich hin und her. Plötzlich fühlte er sich am Arme berührt, erschreckt fuhr er empor. Dora war, ohne daß er es gehört hatte, hereingekommen und stand nun mit demselben Ausdruck von Kummer und Erstaunen auf ihrem hübschen, unbedeutenden Gesichtchen vor ihm. Ihr Anblick allein reizte ihn zum Zorn:

„Kannst du mich denn nicht in Ruhe lassen,“ schrie er sie an, „ich habe dir doch gesagt, daß ich allein sein wollte.“

Sie wich furchtsam vor ihm zurück und brach in Tränen aus.

„Auch das noch,“ murmelte er gepeinigt.

„Otto, so sag mir doch um Himmelswillen, was ich dir getan habe, daß du mich so behandelst!“ flehte sie.

„Du hast mir nichts getan, ich behandle dich nicht anders als sonst.“

„Das ist nicht wahr! du bist ganz anders zu mir als früher, im Anfang ist es mir nicht so aufgefallen,

aber jetzt wirst du ja geradezu brutal. Du vernachlässigst mich völlig, immer sitzt du in deinem Zimmer und läßt mich allein.“

„Sei nicht kindisch, Dora,“ sagte er gezwungen, „wir sind bald zwei Jahre verheiratet und es ist mehr als lächerlich, daß du mir nachgelaufen kommst, wenn ich einmal ungestört auf meinem Zimmer sitzen möchte. Sei nun verständig und setze dich wieder in dein Zimmer, ich komme gleich hinüber und dann trinken wir zusammen den Tee.“

„Du hast also wirklich nichts gegen mich?“

„Nein, nein!“

„Dann gib mir einen Kuß.“

Mit verzerrtem Gesicht küßte er die Lippen, die sie ihm darbot. Sie fühlte wohl, daß nichts von Leidenschaft und Liebe in dieser Liebkosung gelegen hatte und ging enttäuscht hinaus. Sie suchte sich einzureden, daß es sich bei ihrem Manne wirklich nur um eine vorübergehende Verstimmung handle, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Zum erstenmal senkte sich ihr das Vorgefühl von drohendem Unheil bleischwer auf die Brust, sie tastete im Dunkeln, ohne nur den schwächsten Anhaltspunkt für ihre Befürchtungen zu finden, aber das vermochte sie nicht mehr zu trösten und die kleine Frau weinte so herzerbrechend wie nie zuvor in ihrem schattenlosen Dasein.

Hallmers hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt, um an Nanny zu schreiben. Er beschwor sie, die ihm Zustande ein Ende zu machen und nachzugeben. Wenn sie ihn liebe, wie er sie, dann müsse ihr die ganze Welt und ihr Urtheil nebensächlich erscheinen. Und wenn sie es nicht ertrüge, der Verachtung der Menschen die Stirn zu bieten, dann solle sie einwilligen, mit ihm zu fliehen. Er würde mit ihr in das Ausland gehen, wo niemand sie kenne und dort solle sie nach vollzogener Scheidung die Seine werden. Sie müsse einwilligen, wenn sie ihn wirklich liebe, so könne sie ihn nicht länger dieser täglichen Marter aussetzen, eine Frau neben sich dulden zu müssen, deren bloßer Anblick ihm unerträglich sei. Jetzt, wo Dora seine Kälte aufzufallen begann, wo sie ihn mit Fragen peinigte, auf die er ihr keine Antwort zu geben vermochte, jetzt müsse der entscheidende Schritt geschehen. Er fühlte sich er-

leichtert, als er den Brief beendet hatte, aber als er ihn dann durchlas, kam er sich erbärmlich feige vor. Die Last, die er selbst nicht mehr zu tragen vermochte, wollte er Nanny aufbürden. Er wußte es ja nur zu gut, daß sie um Doras willen nie glücklich mit ihm werden würde. Mit verzweifelmtem Aufstöhnen zerriß er den Brief in kleine Fetzen und warf ihn in die Kaminflamme.



Dreizehntes Kapitel.

Ein paar Tage waren still vorübergegangen. Dora fühlte sich nicht recht wohl und pflegte sich abends zeitig schlafen zu legen. Als sie eines Morgens aufwachte, fühlte sie sich so unlustig, daß sie nicht aufstehen mochte. „Bist du krank?“ fragte Hallmers sie.

„Ich fürchte, ja. Jetzt geht es mir etwas besser, aber heute nacht ward mir bald heiß, bald eiskalt, und ich hatte ein Gefühl, als hätte ich zwei Köpfe.“

„Soll ich lieber zu Hause bleiben?“ fragte er zögernd.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, aber geh doch bei Raven vor und bitte ihn, einmal zu mir herauszukommen.“

Als Hallmers mittags früher als sonst heimkehrte, trat ihm das Hausmädchen schon in der Halle entgegen.

„Der gnädigen Frau geht es gar nicht gut. Doktor Raven ist dagewesen und hat versprochen morgen wiederzukommen, er glaubte wohl nicht, daß die gnädige Frau so elend sei, aber als sie eben aufstehen wollte, ist sie ohnmächtig geworden.“

Hallmers stieg eilig in das Schlafzimmer hinauf. Dora lag im Bett und starrte ihm mit brennenden Augen entgegen.

„Wie geht es?“ fragte er und nahm ihre Hand zwischen die Finger, er erschraf, wie trocken und heiß ihre Haut sich anfühlte.

„Mein Kopf!“ stöhnte sie.

Er ließ sich das Mittagessen in dem kleinen Boudoir, das an das Schlafzimmer stieß, servieren. Ab und zu setzte er sich an das Bett seiner Frau, aber die Kranke bemerkte seine Anwesenheit kaum. Unruhig warf sie den

Kopf hin und her und stöhnte. Hallmers fühlte nach ihrem Puls. Er schlug hastig und unregelmäßig. Er ging hinunter und telephonierte an seinen Freund Raven, er möge noch einmal heute abend herauskommen.

Raven kam sofort.

„Nun?“ fragte Hallmers, als Raven von dem Krankenbett zurücktrat, nachdem er die junge Frau nochmals sorgfältig untersucht und ihre Temperatur gemessen hatte. Raven zuckte die Achseln und forderte den Freund durch eine Handbewegung auf, mit ihm in das Boudoir zu treten. Er schloß die Tür nach dem Schlafzimmer, um nicht von der Kranken gehört zu werden, und sagte halblaut: „Ich fürchte, sie bekommt Typhus.“

„Typhus?“ wiederholte Hallmers erschrocken, „mein Gott, wie ist das möglich?“ Raven zuckte mit den Schultern: „Ich habe augenblicklich mehrere Fälle in meiner Praxis, aber du brauchst deshalb nicht so entsetzt auszusehen, bei der gesunden Konstitution deiner Frau ist zunächst gar nichts zu befürchten. Ich werde dir morgen früh eine Diakonissin schicken, dir allein würde die Pflege jedenfalls zuviel werden. Heute abend wird sie wohl größtenteils bewußtlos daliegen, von Zeit zu Zeit kannst du ihr die Eiskompressen auf der Stirn erneuern.“

Die beiden Herren gingen hinunter und sprachen noch ein paar Worte in der Halle miteinander, während Raven seinen Mantel anzog. Hallmers stand geistesabwesend, wie betäubt da, daß der Doktor sich veranlaßt fühlte, ihm ermutigend auf die Schultern zu klopfen:

„Na, na, alter Junge, wer wird denn gleich den Kopf hängen lassen, glaub' mir doch, von Gefahr ist noch keine Rede. Morgen früh, gleich nach der Sprechstunde, komme ich heraus.“

Hallmers hatte den Freund an seinen Wagen begleitet und ging dann in sein Studierzimmer. Er klingelte nach den Mädchen und sagte ihnen, daß sie sich beide schlafen legen könnten, falls er heute nacht Hilfe nötig hätte, würde er klingeln. Dann nahm er ein Buch aus seiner Bibliothek und ging wieder in das Schlafzimmer hinauf, um bei seiner Frau zu wachen. Als er an das Bett trat, schlug Dora die Augen auf, sie erkannte ihn und streckte die Hand nach ihm aus, verlor jedoch gleich darauf wieder das Bewußtsein. Er setzte die Lampe hinter

einen japanischen Schirm, rückte sich einen behaglichen Sessel heran und versuchte zu lesen.

Er las mechanisch, ohne eine Silbe der gedruckten Worte zu begreifen und diese Ohnmacht, seine Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Buches zu konzentrieren, machte ihn wütend. Er wollte nicht denken, er wollte nicht, daß diese Empfindung zurückkam, die ihn durchzuckt hatte, als Raven ihm vorhin mitgeteilt, daß Dora Typhus hätte. Das war eine gefährliche Krankheit, aber sie war jung und gesund und würde es schon durchholen. Und während er dasaß und die Augen auf das Buch gerichtet hielt, kämpfte er mit einem hoffnungsfreudigem Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft geben wollte, das sich seiner aber mit diabolischer Macht bemächtigte und ihm zuraunte, daß es ebensowohl eine Möglichkeit an ein Nichtbesserwerden gab.

Am andern Tag traf mit dem Doktor zugleich die Diaconissin ein. Hallmers hatte die ganze Nacht über gewacht und sah angegriffen und übernächtigt aus, so daß Raven ihm dringend riet, ein paar Stunden zu ruhen. Der Kranken ging es schlechter als am Abend zuvor. Der Arzt schien jedoch nicht besonders dadurch beunruhigt zu sein. In den ersten Tagen pflegte das so zu sein, man müsse die Krisis abwarten. Hallmers befolgte den Rat des Arztes und ging in sein Zimmer hinunter, um ein paar Stunden auf dem Divan zu ruhen, er verlangte nichts sehnächtiger, als vor seinen quälenden Gedanken Ruhe zu finden. Er schlief bis zum Mittag, aber beim Erwachen war der peinigende Gedanke, dem er entinnen wollte, schon wieder da, um ihn den ganzen Tag über nicht wieder zu verlassen. An Nanny wagte er nicht zu schreiben; was ihn davon zurückhielt, hätte er selbst nicht zu sagen gewußt. Aber die Tanten mußten von Doras Krankheit in Kenntniss gesetzt werden. Er las den Brief, nachdem er damit fertig war, aufmerksam durch, ob aus seinen Zeilen genügend Sorge um seine Frau spräche. Nein, er durfte ruhig sein, er verriet sich mit keinem Wort und er haßte sich für diese Falschheit und Heuchelei und verfluchte die Verhältnisse, die ihn, den aufrichtigen, wahrheitsliebenden Mann, zum Lügner machten.

Die Villa hatte während eines einzigen Tages ihr ganzes Aussehen verändert.

Das Zimmer, in welchem Dora sonst über ihrer Handarbeit zu sitzen pflegte, lag wie ausgestorben, die Blumen in der Veranda hingen welk, im Salon blieben die Fensterläden geschlossen. Die Mädchen verrichteten ihre Arbeiten so lautlos wie möglich, man sprach im ganzen Hause in gedämpftem Ton und die Haustürglocke war mit Flanell umwidelt.

Die Diaconissin, ein ältliches Mädchen, schaltete und waltete nach ihrem Gutdünken im Krankenzimmer. Sie hatte eine sanfte, bedächtige Art in ihrem Auftreten und ihrer Sprechweise, die Hallmers nervös machte. Jedes Mal, wenn er an das Krankenbett trat und Dora in Fieberdelirien fand, fragte er erregt: „Was halten Sie davon, Schwester?“

„Man kann noch nichts darüber sagen, Herr Hallmers. Wir müssen Geduld haben.“

Hallmers konnte die Einsamkeit nicht länger ertragen. Er schrieb einen zweiten Brief nach Doornhof, Doras Zustand habe sich verschlimmert, ob nicht jemand herüberkommen könne. Er erhielt umgehend Antwort. Es war ein aufgeregter, tränengefleckter Brief von Tante Mimi. Sie würde sofort kommen, morgen schon.

Klara läge unglücklicherweise seit ein paar Tagen mit einem heftigen Gichtanfall im Bett, der sich infolge der traurigen Nachrichten über ihren Liebling noch verschlimmert habe. Nanny müsse natürlich auf Doornhof bleiben, um Klara zu pflegen.

Hallmers fuhr selbst an den Bahnhof, um die Tante seiner Frau in Empfang zu nehmen. Der Zug ließ nicht lange auf sich warten und zwischen der Menge, die sich über den Perron ergoß, gewahrte er bald eine schwarzgekleidete kleine Dame, die sich etwas hilflos in dem Gewühl umsah. Er trat auf sie zu und berührte sie an der Schulter. Tante Mimi sagte kein Wort, als sie ihren Neffen vor sich sah und er merkte es ihr an, daß sie all ihrer Selbstbeherrschung bedurfte, um nicht in Tränen auszubrechen. Erst als sie neben ihm im Wagen saß, begann sie zu sprechen.

„Wie steht es, Otto?“

Er zwakte die Achseln.

„Mein Gott, wie entsetzlich! unser geliebtes Kind! mein armer, armer Junge!“

„Noch ist Hoffnung vorhanden, Tante,“ sagte er mit abgewandtem Gesicht.

„Ja, ja,“ schluchzte sie, „es wäre ja auch zu fürchterlich.“

Er schwieg und blickte zum Fenster hinaus, während Tante Mimi in ihr Taschentuch schluchzte.

„Und wie sieht es auf Doornhof aus?“ fragte er, als sie ruhiger wurde.

„Schlecht, recht schlecht. Klara hat heftige Schmerzen, aber das ist nichts im Vergleich zu ihrer Verzweiflung, daß sie mich nicht begleiten konnte.“

„Und Fräulein Nanny?“

„Ach, die ist recht elend und nervös. Seit sie weiß, daß es so schlecht um Dora steht, ißt und trinkt sie kaum mehr, es hat mir wirklich Sorge gemacht. Klara zu pflegen ist auch keine leichte Aufgabe für ein solch junges Mädchen, ich wußte eigentlich nicht recht, was ich tun sollte, aber die Angst um unsern Liebling überwog doch alle andern Bedenken und Klara hatte auch keine Ruhe, bis ich mich zur Reise entschloß.“

Als sie in der Villa ankamen, fanden sie den Doktor und die Diakonissin an Doras Bett. Hallmers sah sogleich an ihren bedrückten Gesichtern, daß der Zustand sich verschlimmert haben müsse. Dora erkannte Tante Mimi nicht, das gute Mädchen wußte sich zu beherrschen, denn sie wußte, wie unangebracht Tränen und Klagen in einem Krankenzimmer sind und obwohl das Herz ihr brechen wollte vor Kummer und Angst, blieb sie äußerlich ruhig und winkte nur der Diakonissin, mit ihr in das Boudoir zu treten.

„Was hat der Doktor gesagt, Schwester?“ forschte sie angstvoll.

„Er ist nicht zufrieden. Frau Hallmers soll gleich ein kaltes Bad bekommen, weil die Temperatur noch so hoch ist. Um zwei Uhr soll das wiederholt werden. Wir müssen erst die Wirkung abwarten, vorher läßt sich wenig über den Zustand sagen.“

Mittags erschien eine zweite Diakonissin, um beim Baden behilflich zu sein. Tante Mimi wurde in ihr Zimmer geschickt, sie konnte nichts helfen und bedurfte dringend der Ruhe. Hallmers blieb in dem kleinen Boudoir, während die beiden Krankenschwestern die fiebernde

Frau in das eiskalte Wasser tauchten. Er lauschte auf jedes Geräusch im Nebenzimmer. Ob das grausame Mittel helfen würde, zu dem der Doktor seine Zuflucht genommen hatte? und plötzlich kam der teuflische Gedanke zurück, der ihn für Sekunden verlassen hatte. Es durfte nicht helfen, diese einzige Möglichkeit auf Freiheit und Glück durfte nicht verloren gehen. Sein Blick streifte den Spiegel, er erschrak vor dem verzerrten Ausdruck seiner Gesichtszüge.

„Wie geht es jetzt, Schwester?“ fragte er, in das Schlafzimmer zurückkehrend.

Die sonst so gelassene Pflegerin hatte Tränen in den Augen.

„Ich fange an, besorgt zu werden, Herr Hallmers, das arme, junge Frauchen.“

„Ist keine Hoffnung mehr vorhanden?“

„Solange noch Leben da ist, solange ist auch noch Hoffnung da.“

Das Zimmer drehte sich mit ihm im Kreise und die Schwester schob ihm hastig einen Sessel zu.

„Es ist nichts,“ stammelte er nach einigen Minuten. Er stand auf und verließ das Zimmer, aber er vermied es, einen Blick auf das Bett zu werfen, auf welchem die Frau lag, die er vor kaum mehr als einem Jahr aus Liebe geheiratet hatte und deren Sterben kein andres Gefühl als eine unbeschreibliche Erleichterung in ihm erweckte.

Er fand Tante Mimi im Eßzimmer. Es war ihr unmöglich gewesen, sich zur Ruhe zu legen, wie man es von ihr verlangt hatte. Sie weinte nicht mehr, sie war ziemlich gefaßt, sie war zur Einsicht gelangt, daß sie dazu da sei, Doras Mann zu trösten und ihm zur Seite zu stehen, wenn er von seinem fürchterlichen Geschick vernichtet, zusammenbrechen würde.

„Mut, lieber Junge,“ flüsterte sie, „wir dürfen die Hoffnung noch nicht aufgeben. Gott kann so grausam nicht sein!“

Nach dem Essen gingen sie wieder beide in Doras Boudoir hinauf. Langsam schleppten sich die Stunden hin. Tante Mimi stand von Zeit zu Zeit auf und ging in das Krankenzimmer, dann kehrte sie mit Tränen in den Augen zurück und flüsterte beschwörend: „Otto! Gott kann nicht so grausam sein!“

Da senkte sich ein Gefühl von Ruhe und Frieden in Hallmers Brust.

Grausam? würde es wirklich grausam sein, wenn Dora stürbe? ihr ganzes Dasein war eitel Freude und Sonnenschein gewesen, aber jetzt wäre auch für sie der Zeitpunkt gekommen, wo sie die Härte des Lebens erfahren sollte. War darin nicht wirklich göttliche Gnade zu erblicken, daß sie jetzt sterben durfte, wo die Sonne ihres Glückes sich zu verfinstern drohte? und ihm sollte es erspart bleiben, ihr Schmerz zu bereiten, ihr, die ihn auf ihre Art doch geliebt hatte, er sollte glücklich werden mit jener Frau, von der er nicht mehr lassen konnte, sie sollten ihr Leben genießen dürfen, ohne daß ihr Glück durch Schuldbewußtsein und Selbstvorwürfe vergällt würde?

Es durchströmte ihn ein Gefühl, das er seit seiner Kindheit nicht mehr gekannt hatte. Er war so dankbar, so demütig dankbar, er hätte beten können, wenn es für ihn noch einen Gott droben im Himmel gegeben hätte. Die peinigenden teuflischen Gedanken waren aus seiner Seele fortgesetzt, er empfand nur noch wehmütiges Mitleid mit dem Kinde, das nur den Schaum vom Leben geschlürft hatte und nun gnädig von dieser Welt fortgenommen wurde, als ihm nichts als die bittere Reige geblieben war.

Er fühlte, wie seine Augen feucht wurden und er mußte das Gesicht mit den Händen bedecken, um die heiß hervorquellenden Tränen zu verbergen.

„Otto, der Doktor ist wieder da.“

Die alte Dame schlang den Arm um seine Schulter, als ob sie den großen Mann zu stützen vermöchte. So gingen sie in das Krankenzimmer hinüber.

Dora war nicht bei Bewußtsein. Raven stand über sie gebeugt, hin und wieder wechselte er ein paar leise Worte mit der Schwester. Als er sich aufrichtete, hatte sein Gesicht einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck.

„Keine Hoffnung mehr?“

„Sie lebt noch, das ist alles.“

Tante Mimi ergriff den Arzt am Arm. Auf dem alten Gesicht stand so tiefer Schmerz, so große Verzweiflung zu lesen, daß der Doktor sich abwenden mußte.

„Herr Doktor,“ flüsterte sie, „gibt es denn gar keine

Hilfe mehr? mein Gott, sie ist ja noch so jung, sie kann doch nicht sterben, sind denn alle Mittel erschöpft?"

„Es bleibt uns ein allerletztes Mittel,“ sagte Raven.

„Gottlob,“ schluchzte die alte Dame, „ich wußte es ja.“

Hallmers sah den Freund erwartungsvoll an.

„Die Hoffnung auf Erfolg ist äußerst gering,“ fuhr dieser fort. „Ich habe hier Pulver mitgebracht, weil ich bereits heute mittag fürchtete, daß der Zustand diese Wendung annehmen würde. Hiervon gibst du deiner Frau heute nacht dreimal ein Pulver, das erste um ein Uhr, dann nach einer Stunde das zweite und um drei dritte. Wenn sie noch zu retten ist, so muß die Reaktion darnach eintreten. Ich glaube es nicht, aber es ist möglich.“

Er reichte Hallmers die Schachtel mit den Pulvern hin und wandte sich wieder dem Krankenbette zu.

„Wenn sie nur zum Bewußtsein kommen wollte,“ murmelte er.

Dora warf sich unruhig hin und her, zuweilen kamen unartikulierte Laute über ihre Lippen, aber sie erkannte niemand.

Raven verabschiedete sich mit dem Versprechen, morgen in der Frühe wiederzukommen, um die Wirkung der Pulver zu konstatieren.

„Fräulein, es ist so spät, Sie sollten jetzt zur Ruhe gehen,“ sagte die Diakonissin zu Tante Mimi, „und Sie auch, Herr Hallmers, Sie sehen so angegriffen aus.“

„Ich werde heute nacht bei meiner Frau wachen,“ sagte Hallmers.

„Aber, Herr Hallmers!“

„Ich wünsche es. Ihnen tut die Ruhe am meisten nötig, Sie haben die beiden letzten Nächte gewacht. Sophie soll Ihnen im Fremdenzimmer ein Bett aufmachen, wenn ich Ihrer bedarf, werde ich Sie rufen.“

Die Schwester wollte Einspruch erheben, aber Tante Mimi flüsterte ihr zu:

„Lassen Sie ihn, ich begreife, daß er ihr das Pulver selbst eingeben möchte, es ist ja die letzte Hoffnung.“

Hallmers war allein. Das wohlthuende Mitleid, das er für die Kranke empfunden hatte, war verschwunden. Er trachtete sich Rechenschaft zu geben, was ihn zu dem

plötzlichen Entschluß getrieben habe, bei seiner Frau zu wachen. In demselben Augenblick, als Raven von einer möglichen Rettung gesprochen hatte, war ein abscheulicher Gedanke in ihm aufgeblüht. Das Mittel durfte nicht helfen, Dora durfte nicht wieder besser werden, der Tod sollte die friedliche Lösung des Konfliktes werden; wenn das Schicksal sich ihm jetzt plötzlich wieder feindlich zeigte, dann wollte er selbst handelnd eingreifen und die Verhältnisse nach seinem Willen zwingen. Mit der Pulverschachtel in der Hand, trat er an das Bett seiner Frau. Er entfaltete eines der weißen Papierchen und betrachtete das farblose Pulver, welches die Rettung bringen sollte. Dann schüttete er es vorsichtig in das Kaminfeuer. Die Flamme flackerte mit bläulichem Schein auf. Mechanisch formten seine Finger aus dem Papier eine kleine Kugel, er war völlig ruhig, er fühlte sich befriedigt wie nach einer guten That.

Mit abgewandtem Gesicht zog er sich in den Hintergrund des Zimmers zurück und ließ sich in einen Lehnstuhl nieder.

Er saß still, fast unbeweglich, er blickte um sich, aber er vermied es, den Kopf dorthin zu wenden, wo das Bett stand. Das Zimmer war spärlich erhellt, aber die helle, freundliche Ausstattung ließ es weniger dunkel erscheinen. Weiße Mullgardinen und Portieren von silbergrauem Cretonne, grau gebeizte Ahornmöbel, bunt bemaltes Porzellan auf dem Waschtisch. Er gedachte der Zeit, wo er alles dieses für Dora ausgesucht hatte, wo ihm nichts schön und elegant genug für sie war... nein, daran wollte er nicht denken, überhaupt nicht denken, nur ruhig sitzen und warten, bis die Uhr zwei schlagen würde. Es war unheimlich still im Zimmer, nur die wohlbekannten Geräusche wurden laut, das unablässige Ticken der Uhr, hin und wieder das leise Röcheln vom Bett her, dazwischen auch unverständlich gemurmelte Worte. Plötzlich fing das eintönige Ticken an ihm unerträglich zu werden, er stand auf, um den Pendel anzuhalten, aber er sank sofort wieder in den Stuhl zurück. Dann mußte er an dem Bett vorüber, dann mußte er sie ansehen und das wollte er nicht, wenn er den Pendel anhielt, würde er es auch nicht zwei schlagen hören.

Nach einer Weile begann die große Stille um ihn

her allerhand Laute hervorzubringen, er glaubte ein Klopfen zu hören, dann wieder frachte es hinter ihm, aber es klang alles so dumpf und geheimnisvoll, daß er nicht wußte, ob es wirkliche oder eingebildete Geräusche waren. Jetzt mußte die Stunde bald herum sein, er hätte gern auf das Zifferblatt gesehen, aber dann mußte sein Blick Dora streifen. Jetzt kam vom Bett herüber ein neues Geräusch, deutlicher als die früheren, es war ein leises Knistern, das wie ein ersterbender Seufzer klang. Er wußte sehr wohl, es war das Nachtlicht, das Öl in der Base war wohl ausgebrannt, dennoch fragte er sich, ob es nicht der letzte Hagende Laut einer Sterbenden sein könne. Er fing an, ängstlich zu werden. Jetzt würde der Augenblick, wo sie das zweite Pulver einnehmen sollte, gleich da sein. Ob seine Hände zittern würden? sollte er versuchen, das Pulver von hier aus in das Feuer zu werfen? ach nein, die Pulverschachtel stand ja neben dem Bett, er mußte aufstehen, er nahm sich vor, die Augen zu schließen um nichts zu sehen. Aber er wußte, daß es unmöglich sein würde, hatte er erst einmal seine regungslose Stellung aufgegeben, so würde es ihn unwiderstehlich nach dem Bett hinüberziehen, dann mußte er sie ansehen. Er ertrug es schon jetzt nicht länger, er bildete sich ein, daß sie sich im Bette aufgerichtet habe. Wenn er jetzt nur die Kraft hätte, sich umzuwenden. Da zerrissen die zwei hellen, klangvollen Schläge der Uhr auf dem Kamin die Stille. Die Zeit war verstrichen. Mit einem gewaltsamen Ruck erhob er sich. Er stand vor seiner Frau.

Sie bewegte die Lippen nicht mehr, sie lag bewusstlos, aber mit halbgeöffneten Augen da. Er blidte sie an, ohne sich zu rühren. Dann begann es in seinem Kopf zu hämmern, er zitterte, es packte ihn eine gräßliche Angst, daß sie sterben könne, während er mit ihr allein war. Er wollte schellen, um Hilfe rufen, aber er vermochte sich nicht zu regen. Die eisige Kälte, mit der er gehandelt hatte, wich von ihm, er begann zu begreifen, was er getan hatte und in ratloser Angst griff er nach der Pulverschachtel. Mit zitternden Fingern mühte er sich, den Löffel mit dem aufgelösten Pulver der Kranken zwischen die Lippen zu schieben, aber es war vergeblich. Dora vermochte nicht mehr zu schlucken. Es war zu spät, hätte er es vor einer Stunde versucht, würde es

vielleicht noch möglich gewesen sein, jetzt gab es keine Hilfe mehr. In seiner Verzweiflung versuchte er ihre kalten Lippen mit Gewalt auseinanderzubringen, es gelang nicht, die Flüssigkeit tropfte an den Mundwinkeln herab.

Er kniete neben ihr.

„Schluß!“ flehte er, „um Himmels willen, schluß! stirb, aber laß mich nicht die Schuld an deinem Tode tragen.“

Er hörte vor der Thür Geräusch und sprang auf. Die Schwester trat ein.

„Noch immer dasselbe?“

„Ja.“

„Wie viele Pulver hat sie bekommen?“

„Erst eins, eben wollte ich ihr das zweite geben, aber sie kann es nicht schlucken.“

Die Diakonissin nahm ihm die Pulverschachtel aus der Hand, rührte ein neues Pulver mit Wasser an und versuchte, es der Kranken einzuslößen.

Nach einer Weile richtete sie sich auf: „Wir wollen sie nicht mehr quälen, es hilft doch nichts mehr.“

Lautlos glitt sie zum Zimmer hinaus, um den Mann mit seinem sterbenden Weibe allein zu lassen.

„Es hilft doch nichts mehr,“ flüsterte er mechanisch. An diese Worte klammerte er sich. Raven hatte es ja auch im voraus gesagt, es würde nichts mehr helfen, es war nur ein letzter Versuch gewesen. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, er konnte nicht mehr ordentlich denken, er wünschte nur das eine, daß ihr Bewußtsein nicht zurückkehren möge, der Gedanke, daß sie ihn mit klarem Blick ansehen könnte, war ihm unerträglich.

Der Tag graute, als vor dem Haus ein Wagen anhielt. Gleich darauf trat Raven in das Zimmer, Tante Mimi und die Schwester folgten ihm.

Ein Blick auf das Krankenbett genügte für den Arzt, um den Zustand zu erkennen.

„Ich wußte es wohl, daß es nichts helfen würde,“ sagte er, „es war nur ein Versuch.“

Er trat auf Hallmers zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Armer Freund, ich hätte sie dir so sehr gern erhalten.“

Hallmers antwortete nicht, er starrte unablässig auf seine Frau.

„Hast du das erste Pulver um ein Uhr gegeben?“

„Ja.“

„Und ist sie keinen Augenblick bei Besinnung gewesen?“

„Nein.“

„Aber, Herr Doktor, finden Sie denn nicht, daß sie viel ruhiger wird?“ fragte Tante Mimi.

„Das ist das Ende.“

Es war jetzt völlig hell geworden. Die Diakonissin ging an das Fenster und zog die Vorhänge zurück. Es hatte in der Nacht geschneit, über die Dünen hatte sich ein großes, weißes Leichentuch gesenkt. Schauernd wandte Tante Mimi sich vom Fenster ab und blickte zu dem Bett hinüber. Da lag das Kind, das sie und ihre Schwester wie ihr eigenes geliebt hatten, das der Sonnenschein ihres Daseins gewesen war, da lag es und starb und ließ sie, die alten, hinfälligen Frauen, allein in der Welt zurück.

Immer schwächer wurden die Atemzüge und ruhig, ohne Kampf, schlief Dora ein. Bis zum letzten Augenblicke erwies das Schicksal sich ihr gnädig, sogar der letzte Schmerz im Leben, das Abschiednehmen, das Ringen des jungen Leibes mit dem Tode sollte ihr erspart bleiben.

Als der Arzt die Hand der jungen Frau sanft auf die Bettdecke fallen ließ, als die Schwester ihr feierlich über die Augen strich, als Tante Mimi an dem Bett in die Knie sank, da begriff Hallmers, daß dieses das Ende sein müsse. Er wollte sich dem Bette nähern, aber seine Beine zitterten und plötzlich fiel er mit einem dumpfen Aufschrei zu Boden.

Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich sofort dem Überlebenden zu. Sie richteten ihn auf und nach kurzer Zeit kehrte ihm das Bewußtsein zurück. Er ließ es geschehen, daß Raven ihn in sein Zimmer führte und ihn freundlich zwang, sich niederzulegen. In seinem Kopfe war eine große Leere, er fühlte nichts mehr. Mechanisch zog er sich aus und warf sich auf das Bett. Wenige Minuten später war er fest eingeschlafen.

Vierzehntes Kapitel.

Et rose, elle a vécu ce que vivent les rose
L'espace d'un seul jour.

So schloß Raven die herzlichen Worte, die er sich veranlaßt gefühlt hatte, an Doras Grab zu sprechen. Man umstand das offene Grab, der Schnee war geschmolzen, es lag ein Frühlingsahnen in der Luft.

Jetzt senkte man den Sarg der jungen Frau hinab, die so manchen der graubärtigen alten Herren, die gekommen waren, ihr die letzte Ehre zu erweisen, durch ihre Anmut und ihre gleichmäßige Freundlichkeit entzückt hatte, die unter den jüngeren Freunden ihres Mannes so manchen bewundernden Verehrer ihrer Schönheit und Eleganz gehabt hatte. Unwillkürlich richteten sich alle Blicke auf den jungen Witwer. Hallmers ließ die ganze Zeremonie mit starrem Blick über sich ergehen. Er hörte die herzlichen Worte wohl, die an ihn gerichtet wurden, er fühlte die warmen Händedrüde, aber bei alledem hatte er nur den einen Gedanken: wenn es nur erst vorüber wäre!

Endlich bestieg man die Wagen und nun ging es in gestrecktem Trabe nach Hause. Tante Mimi erwartete sie in der Villa. Sie war ruhig und gefaßt, sie fand keine Worte, ihren großen Schmerz zu äußern. Sie sehnte sich nur darnach, wieder daheim zu sein und mit Klara zusammen weinen zu dürfen, aber sie mochte nicht von ihrer Abreise sprechen, sie konnte Otto doch unmöglich allein seinem Schmerz überlassen.

Die Wagen fuhren vor. Die Trauergesellschaft sammelte sich noch einmal im Eßzimmer, um stehend einen Imbiß zu verzehren. Die Mienen waren weniger gedrückt, bei dieser und jener Gruppe, welche nicht in unmittelbarer Nähe des Hausherrn stand, sprach man schon wieder von andern Dingen, dann drückte man dem „armen Hallmers“ und der alten Tante nochmals die Hand und hastete sich hinauszukommen, ins Geschäft oder in den Klub zum Frühschoppen.

Raven war der letzte, der sich von Hallmers verabschiedete.

„Gehst du nicht für ein paar Tage fort?“

„Nein. Ich habe hier so vieles zu ordnen, es ist ja

alles so plötzlich gekommen. Hastest du wirklich noch Hoffnung auf das letzte Mittel gesetzt?"

„Hoffnung? eigentlich nicht. Ich wollte nichts unversucht lassen, unmöglich war es nicht, daß darnach eine Veränderung eintreten würde, aber die Aussicht war recht gering.“

Hallmers schwieg und der andere fuhr fort:

„Ich muß jetzt gehen, adieu, Hallmers, halte dich aufrecht, so gut es gehen will!“

Die letzten Worte waren wieder in dem mitleidsvollen Ton gesprochen, den Hallmers während der letzten Tage bis zum Überdruß gehört hatte.

„Mach dir keine Sorge um mich,“ sagte er schroff, „so furchtbar beklagenswert bin ich nicht.“

Raven sah ihn an, als ob er nicht recht wüßte, wie er diese Worte aufzufassen habe, er vermochte sich jedoch in den Zustand von Überreizung hineinzuversetzen, in welchem Hallmers sich zu befinden schien. So drückte er ihm denn nochmals schweigend die Hand und ging.

Hallmers zog sich in sein Zimmer zurück. Endlich würde er ein paar Stunden für sich allein haben. Er zog den Brief aus der Tasche, welchen Nanny ihm gestern abend geschrieben hatte. Es sprach viel Liebe und Hingabe in ihren Worten, aber nirgend fand er auch nur eine Andeutung der Gefühle, die sie angesichts der Tatsache empfand, die Pforten zu ihrem eigenen Glück jetzt offen zu sehen. Er hielt sich vor, daß ihr weibliches Tactgefühl, das die Pietät für die Verstorbene es ihr unmöglich gemacht hatte, dennoch fühlte er sich enttäuscht durch ihre Furcht vor dem, was jetzt geschehen würde, was die Welt sagen würde, diese Besorgnis war überall zwischen den Zeilen zu finden.

Als er am Morgen nach Doras Tode aus seinem schweren Schlaf erwacht war, hatte er ein Gefühl gehabt, als ob er verrückt würde unter den mitleidigen Blicken der Frauen, unter Ravens vielsagendem Händedruck. Es war ihm unerträglich, diese Menschen um sich zu haben, die ihn in tiefen Schmerz gebeugt glaubten, während es in seiner Seele aufjubelte, nun endlich frei zu sein. Er hatte an Nanny geschrieben und sie bestürmt, ihre Vereinigung nicht allzulange mehr hinauszuschieben, und in dem Brief da vor ihm bat sie ihn flehentlich, wenigstens

das übliche Trauerjahr abzuwarten, schon um der Tanten willen.

Er lachte laut auf. Was kummerten ihn diese alten Damen, er hatte der Welt genug geopfert, er hatte lange genug geheuchelt, jetzt endlich wollte er dieser unwürdigen Komödie ein Ende machen. Aber als er dann weiter in dem Briefe las, wie fassungslos Tante Alara über den Tod ihres Lieblings gewesen, da begriff er doch, daß er auch hier wieder Rücksichten zu nehmen haben würde.

Dieses Gefühl des Gebundenseins brachte ihn zur Verzweiflung. Und später, wenn nun alle diese qualvollen Formen nicht mehr nötig sein würden, wenn er Nanny endlich zu seiner Frau machen durfte, würde es dann für immer mit der Lüge und Heuchelei vorbei sein? Er fühlte plötzlich instinktiv, daß es ihm nicht möglich sein würde, Nanny seine Tat zu bekennen. Er wußte, daß sie davor zurückbeben würde, daß sie es als ein Verbrechen betrachten würde. Das war es auch gewesen, aber er hatte in dem entscheidenden Augenblicke nicht anders handeln können. Und wenn er der Versuchung widerstanden hätte, so wäre es ja doch alles ebenso gekommen, vor wenigen Minuten noch hatte Ravens ihm nochmals die Versicherung gegeben, daß keine Möglichkeit auf Rettung mehr vorhanden gewesen sei.

Dennoch begann er zu wünschen, er hätte die Vorschrift des Arztes befolgt, der Tod würde wahrscheinlich trotzdem eingetreten sein und er hätte jetzt nicht sein neues Leben mit einer Lüge zu beginnen brauchen. Wenigstens Nanny gegenüber wollte er vollkommen ehrlich sein und jetzt schon hatte er etwas, das er ihr verheimlichen mußte, das schon einen Schatten auf sein Glück warf.

Er schritt erregt im Zimmer auf und ab. Er sann auf einen Vorwand, um die alte Tante seiner Frau, deren Gegenwart ihm so lästig war, zur Abreise zu bestimmen. In seiner Aufregung hatte er ihr schüchternes Klopfen überhört und jetzt trat die Tante Mimi ins Zimmer. Ihre verweinten Augen, ihr tief bekümmertes Gesicht, ihre ewig gleichen Beileidsbezeugungen ärgerten ihn plötzlich.

„Ich habe Briefe zu schreiben und bliebe gern ungestört, Tante.“

„Ich werde dich auch nicht stören, mein lieber Junge!“

sagte sie in ihrer unbeirrbaren Sanftmut. „Ich fand es so traurig, dich hier ganz allein zu wissen und ich hatte ein so großes Bedürfnis, es dir zu sagen, wie innig ich mit dir fühle, niemand kann ja so mit dir trauern wie Klara und ich, die wir alles mit unserm Kind verloren haben.“

Er antwortete nicht und sie fuhr mit mühsam erkämpfter Stimme fort:

„Für meine Schwester und mich war Dora das einzige Glück, das wir besaßen. Unser Leben ist farblos vorübergezogen, durch sie allein hatte es einen Inhalt bekommen. Das liebe schöne Kind war unsre Jugend, unsre Hoffnung, in ihr fanden wir alles das, was uns selbst das Leben verweigert hat.“

Ihre Stimme brach. Aus ihrer ganzen Haltung sprach ein so bitterer Schmerz, daß Hallmers sich davon ergriffen fühlen mußte.

„Ja, Tante,“ sagte er und griff nach ihrer Hand, „du und Tante Klara, ihr habt unendlich viel verloren.“

Sie hatte sich schon wieder gefaßt.

„Verzeih, Otto, daß ich an uns dachte, mein armer, armer Junge, du bist ja so unendlich viel mehr zu beklagen....“

Er wußte selbst nicht, welches Gefühl ihn zwang, für einen flüchtigen Augenblick seine Maske zu lüften, aber es kam kühl über seine Lippen:

„Das ist schwer zu sagen, ich bin jung und gesund, es liegt nicht in meiner Natur, mich einem Schmerz dauernd hinzugeben.“

Schmerzlich betroffen, beinahe entsetzt, blidte die alte Dame ihn an, so daß er schnell hinzufügte:

„Ich wollte nur damit sagen, die Zeit wird uns allen darüber hinweghelfen.“

„Uns nicht, und nachdem wir dieses erleben mußten, wünsche ich uns auch nicht mehr viel Zeit, um uns an den Verlust zu gewöhnen.“

„Komm, komm, Tante, so darfst du nicht sprechen. Ich fühle, es ist recht egoistisch von mir, dich solange hier zu behalten. Du hast natürlich den Wunsch, zu Tante Klara zurückzukommen, sie kann dich ja kaum entbehren.“

„Ja, ja, das ist wohl so, aber wenn du mich gern hier behieltest...“

„Nein, nein, reise getrost, ich habe noch soviel zu ordnen, daß die Arbeit mich völlig in Anspruch nehmen wird.“

Die alte Dame sah ihn verwundert an und verließ kopfschüttelnd das Zimmer.



Fünfzehntes Kapitel.

Frühling und Sommer waren kalt und regnerisch vorübergezogen, erst der September brachte den schmerzlich entbehrten Sonnenschein. Es war, als wolle er die Menschheit in seiner Farbenpracht und seiner Sommerglut für alles das entschädigen, was Frühling und Sommer ihnen schuldig geblieben waren. Auf Doornhof blühten die Rosen und Reseden und Heliotrop sandten ihre süßen Düfte durch die geöffneten Fenster. Aber wenn Tante Alara in ihrem Rollstuhl, den sie jetzt kaum mehr verließ, vor das Fenster geschoben wurde, so hatte sie keinen Blick für die Pracht draußen in der Natur übrig. Sie hielt den Blick starr auf ihre Häkelarbeit gerichtet, diese ewigen, kunstvollen Sternchen, von denen nun schon hohe Stapel im Leinenschrank lagen, denn Dora brauchte keine Spreeden noch Antimakassars mehr.

Und auch Mimi hatte die Freude an Blumen und Sonnenschein verloren. Sie machte häufig den Vorschlag, die Jalousien herabgelassen, der grelle Sonnenschein paßte so schlecht zu ihrer trüben Stimmung.

Nanny ging viel aus, Mimi hatte die Pflege der Schwester allein übernehmen müssen, weil die Kranke in ihrer Reizbarkeit niemand anders um sich haben mochte. Die häuslichen Arbeiten ließen sich die langjährigen Dienstboten nicht gern aus den Händen nehmen und zu dem geselligen Zusammensitzen, bei welchem Nanny ihnen vorgelesen oder in ihrer lebhaften Art erzählt hatte, fühlten die beiden Damen sich jetzt selten aufgelegt. Es war etwas zwischen sie getreten, wovon sie sich alle drei kaum Rechenschaft zu geben wußten. Gleich nach Doras Tode war Nanny den alten Damen so seltsam erschienen,

sie hatten geglaubt, daß der Tod der liebsten Freundin sie viel tiefer ergreifen würde, sie war jedoch mehr verlegen und nervös als aufrichtig traurig erschienen. Wenn von Dora gesprochen wurde, pflegte sie die Farbe zu wechseln und das Zimmer zu verlassen. Der Argwohn, den sie schon früher gehegt hatten, den die Worte des jungen Mädchens jedoch völlig beschwichtigt hatten, stieg wieder in ihnen auf und in ihrer altjüngferlichen, beschränkten Weise dichteten sie einen ganzen Roman zusammen. Sie hatten bemerkt, daß Nanny Briefe von Hallmers erhielt. Hallmers hatte es in seinem Unabhängigkeitsgefühl nicht länger für nötig gehalten, seine Briefe heimlich zu senden und Nanny, die es zwar nicht gern sah, fand es kleinlich, darauf zu bestehen, daß es unterblieb. Als sie eines Morgens beim Frühstück einen solchen Brief erhalten hatte, war sie wider Willen rot geworden und hatte den Blick nicht zu erheben gewagt. Die Schwestern hatten die Handschrift wohl erkannt, sie enthielten sich aller Fragen, aber sie blickten einander vielsagend an. Und Alaras scharfe Augen ruhten so ununterbrochen auf Nanny, daß diese weder essen noch trinken konnte und sie hastete, in ihr Zimmer zu kommen.

Es dauerte noch eine geraume Weile, bis die alten Damen sich entschlossen, das heikle Thema anzurühren. Mimi schiedte sich an, den Frühstückstisch abzuräumen, aber die Tränen traten ihr immer wieder in die Augen, so daß sie ganz ungeschickt dabei zu Werke ging. Alaras Gesichtsausdruck war hart und bitter. Sie rieb ihr krankes Bein, das sie bei jeder Gemütsbewegung heftig schmerzte.

Schließlich brach sie das Schweigen.

„Ich habe dich gewarnt, Mimi, und du hast es mir nicht glauben wollen, das Kind mit den roten Haaren und den grünen Augen taugt nicht.“

Mimi wußte zu gut, worauf Alara abzielte, um es zu wagen, ihr zu widersprechen, ihr Herz war so von Trauer und Behmut erfüllt, daß sie in Tränen ausbrach.

„Ich verstehe nicht, daß du weinen kannst,“ sagte Alara gereizt, „ich erstide vor Wut, wenn ich mir vorstelle, daß sie es unserm Engel so vergelten. Hat sie ihren Mann nicht angebetet, hat sie diese Freundin nicht mit Wohlthaten überhäuft?“

„Aber, was meinst du eigentlich,“ fragte Mimi und

trodnete ihre Tränen, „wir wissen doch nichts Bestimmtes.“

„Natürlich, du weißt nichts anderes zu tun, als sie zu entschuldigen! Willst du vielleicht noch behaupten, daß früher keine Beziehungen zwischen ihnen bestanden haben, wo Otto die Schamlosigkeit begeht, kaum ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Frau mit ihr zu korrespondieren? Wenn der Brief völlig harmlos war, so hätte sie ihn uns ja vorlesen können, warum mußte sie dann rot werden und die Augen niederschlagen, wie eine auf frischer Tat ertappte Verbrecherin?“

„Das ist doch aber noch kein Beweis.“

Klara ächzte vor Schmerz. „Das nennst du keinen Beweis? Ich verlange keinen weiteren, ich dulde es nicht, daß das Gedächtnis unseres Lieblings in den Schmutz getreten wird dadurch, daß die beiden die Schamlosigkeit haben, es aller Welt zu zeigen, wie froh sie sind, sie los zu sein.“

„Er war so außer sich, als sie starb; wie ein vom Blitz getroffener Baum sank er zu Boden, als der Doktor ihm sagte, daß es vorbei sei.“

„Heuchelei und sein böses Gewissen, weiter nichts! Wie oft haben wir darüber gesprochen, daß er sich seit dem Tod unseres Kindes wunderbar benimmt. Diese Nanny muß mir aus dem Hause, sag es ihr noch heute, daß sie gehen könne.“

„Nein,“ sagte Mimi entschiedener wie es sonst ihre Art war, „das geht auf keinen Fall, wir haben ja keinen einzigen festen Anhaltspunkt für unseren Verdacht. Vergiß nicht, daß wir das Mädchen aus Barmherzigkeit bei uns aufgenommen haben, wenn das ein gutes Werk war, so wird es völlig dadurch zunichte gemacht, wenn wir sie jetzt einfach davonjagen. Gott weiß, wozu wir sie dadurch treiben würden. Ich werde ihr in den nächsten Tagen sagen, sie möchte sich zu Neujahr um eine andere Stellung bemühen.“

Die ältere Schwester stöhnte vor Schmerz und Ärger. O, wenn sie nur gesund gewesen wäre, wenn sie ihre Gliedmaßen nur hätte gebrauchen können, wie ein Spion würde sie hinter der Nanny hergegangen sein und dann würde sie Mimi schon gezwungen haben, das rot-haarige Geschöpf aus dem Hause zu jagen. Durch ihre

Krankheit war sie völlig abhängig von der Schwester geworden, die sie ihr Leben lang beherrscht hatte.

Am andern Tage sagte Fräulein Vermeeren Nanny, daß es wohl das Beste sein würde, wenn sie sich nach einer anderen Stellung umsähe und das Haus zu Neujahr verlasse. Eine Erklärung fügte sie nicht hinzu und Nanny verlangte auch keine. Sie hatten einander verstanden.

Eine neue Stellung suchen! Das hatte sie Gott sei Dank nicht nötig, im Jänner, viel früher schon, würde sie verheiratet sein. Der Gedanke, nun nicht mehr in der Welt herumirren zu brauchen, fortan Herrin im eigenen Heim zu sein, erfüllte sie mit unbeschreiblichem Trost. Dennoch fand sie nicht den Mut, zu tun, was Hallmers von ihr verlangte und den alten Damen jetzt gleich anzukündigen, daß sie in wenigen Wochen seine Frau werden würde.

Ihr ferneres Zusammenleben mit den beiden Schwestern wurde mit jedem Tage unerträglicher. Es war am besten, sofort ein Ende zu machen. Hallmers hatte vorgeschlagen, er wollte selbst nach Doornhof kommen und den Tanten seiner verstorbenen Frau seine kurz bevorstehende Wiedervermählung mitteilen, aber Nanny hatte ihn von dem Vorhaben abzubringen gewußt. Sie fühlte wohl, daß der Schlag, wenn er ihnen von dieser Seite zugesügt wurde, die alten Damen noch viel empfindlicher treffen mußte.

Ein paar Tage später entschloß sie sich, mit den Schwestern zu sprechen. Sie wurde dunkelrot und das Blut hämmerte ihr in den Schläfen, als sie zögernd begann:

„Wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Mimi und wenn es sich einrichten läßt, möchte ich schon früher von Doornhof fortgehen, als Sie bestimmt haben. Ich habe an meinen Onkel geschrieben, er erwartet mich täglich.“

Mimi erschrak und Alara richtete sich in ihrem Rollstuhl auf und fragte scharf:

„Haben Sie schon eine andere Stellung gefunden?“

„Nein.“

„Sie können gehen, wann Sie es wünschen,“ sagte Mimi ruhig.

Es wurde still im Zimmer. Mimi suchte vergeblich

nach einer passenden Einleitung für das, was jetzt noch gesagt werden mußte. Schließlich vermochte Alara nicht mehr an sich zu halten.

„Beabsichtigen Sie denn, fortan ganz bei ihrem Onkel zu wohnen?“

„Höchstens vierzehn Tage, ich will mich verheiraten.“

Da war es heraus. Es traf die Schwestern wie ein Donnerschlag.

Wenn Nanny noch eine schwache Hoffnung gehabt hatte, daß die alten Damen über die Wahl ihres künftigen Gatten im Zweifel sein möchten, so mußte die starre, drohende Miene von Tante Alara und Tante Mimis trauriges Gesicht sie aufklären.

„Arme Dora,“ sagte die jüngere Schwester leise, „sie ist gerade ein halbes Jahr tot.“

Eine Flut von Vorwürfen hätte Nanny nicht so erregen können, wie diese einfachen Worte. Sie neigte den Kopf und stammelte leise:

„Ich habe sie doch auch geliebt.“

Mimi schwieg, aber Alara entgegnete mit Tränen kämpfend, in schmerzlicher Entrüstung:

„Sie haben Ihre Liebe und Ihre Dankbarkeit gegen ihre beste Freundin dadurch bewiesen, daß Sie ihr die Liebe ihres Mannes gestohlen haben.“

O, wie viel Nanny darum gegeben haben würde, wenn sie sich jetzt stolz erhobenen Hauptes zu verteidigen vermocht hätte! Sie hätte den Schein retten können, wenn sie es über sich gewonnen hätte, die Beleidigte zu spielen, aber sie mochte nicht vor diesen beiden alten Frauen, die die Verstorbene so innig geliebt hatten, heucheln. Ohne die geringste Überzeugung, verlegen und kraftlos erwiderte sie auf die ausfallende Bemerkung des alten Fräuleins: „Sie urteilen zu schroff, Otto und ich haben uns betreffs Doras nichts vorzuwerfen.“

Alara wollte etwas entgegnen, aber Mimi kam ihr zuvor:

„Wir wollen jetzt nicht mehr darüber sprechen. Du regst dich viel zu sehr auf, Alara, nachher mußt du dafür büßen. Ich will Sie nicht beschuldigen, Nanny, das kann niemand, denn niemand weiß, was zwischen Ihnen und Otto vorgefallen ist. Der Himmel weiß es, daß ich Ihnen nichts Schlechtes wünsche, mein Kind, Sie sind noch so

jung und ich hoffe, daß Sie glücklich sein werden. Wenn das, was Sie soeben behauptet haben, wahr ist, so mag es sein, ist es nicht wahr, so glaube ich nicht, daß Sie je im Leben Ihres Glückes froh werden können.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, schob sie den Rollstuhl mit der Schwester zum Zimmer hinaus und schloß die Thür hinter sich.

Nanny atmete auf, als sie am andern Morgen Doornhof verließ und nach Haarlem fuhr. Es war ein völlig anderer Empfang, der ihr dieses Mal bereitet wurde.

Ihr Onkel empfing sie am Bahnhof und die Tante erwartete sie im kleinen Salon mit Madeira und Biscuits. Sie war jetzt eine Persönlichkeit geworden, um derentwillen man Umstände machen mußte. Es fiel Nanny sofort auf und berührte sie unangenehm, ebensowenig entging es ihr, daß ihre Verwandten bei aller Freundlichkeit eine gewisse Zurückhaltung durchblicken ließen. Obwohl mit keinem Wort darauf angespielt wurde, merkte sie bald, daß ihr Onkel und seine Frau sie verurteilten, wenn nicht gar verachteten, weil sie den Mann ihrer Freundin heiraten wollte. Sogar die Kinder waren nicht mehr so zutunlich zu ihr wie früher. Nach dem Essen rief sie den kleinen Willy zu sich, um ihm ein Märchen zu erzählen, wie sie es auch sonst getan hatte, aber er schien heute nicht recht Lust zu haben, ihr zuzuhören, er paßte nicht auf und fragte schließlich mitten hinein:

„Ist es wahr, Nanny, daß du dich verheiraten willst?“

„Ja, Willy.“

„Mit wem?“

„Mit Herrn Hallmers, das weißt du doch?“

„Ist das der Herr, der dich damals besucht hat?“

Nanny errötete, sie fühlte wie die Augen der Tante sie durchdringend anblickten.

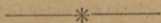
„Ja, Willy. Soll ich nun weiter erzählen?“

„Ach nein, ich mag das gar nicht mehr hören, erzähl lieber, wie es ist, wenn du dich verheiratest, kriegst du dann ein großes Haus und viel Geld?“

„Es ist doch wohl reichlich früh, Nanny,“ bemerkte jetzt der Onkel, „deine Freundin ist kaum sechs Monate tot, hättet ihr nicht, schon um der Leute willen, noch etwas warten können?“

Der Ton der Frage und die beleidigende Anspielung, die darin verborgen lag, trafen sie empfindlich. Es war nicht das Gefühl von Scham und Schuld, das ihr Doras Tanten gegenüber die Lippen verschlossen hatte. Hier fand sie den Mut, selbstbewußt aufzutreten. Sie stand auf und entgegnete hochmütig:

„Otto und ich befanden es für richtig, nicht länger zu warten.“



Sechzehntes Kapitel.

Ein Sonntagmorgen Ende Oktober. Auf dem schmalen Fußweg, der vom Walde in das Tal hinabführt, in welchem das Kloster Allerheiligen liegt, wimmelte es von Kurgästen. Damen in hellen, eleganten Toiletten, Herren in tadellosen Promenadeanzügen, in Pumphosen und derben, nägelbeschlagenen Schuhen, Studenten mit farbigen Mützen und weißen Beinkleidern. Zwischen der Menge befanden sich auch Hallmers und Nanny. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um den herrlichen Ausblick auf das von Felsen und Wäldern umgebene Tal zu genießen. Sie waren schweigsam und merkten es auch nicht, daß sie die Blicke der Vorübergehenden auf sich zogen, daß man sie anstieß und sich flüsternd auf die hübsche junge Frau in dem eleganten, hellen Sommerkleid aufmerksam machte.

„Wir sind zu lange fort gewesen und kommen jetzt zu spät zur Table d'hôte,“ sagte Nanny, als sie in dem Garten ihres Hotels wieder anlangten.

„Dann essen wir eben hier draußen nach der Karte,“ entgegnete Hallmers, „hier sitzen wir ohnehin ungestört.“

Aber im Garten war jeder Tisch besetzt und sie mußten lange umherwandern, bis es Hallmers endlich gelang, in einer Ecke ein verborgenes Plätzchen zu erobern. Nachdem sich ein Teil der Menge, welche lärmend und schwachend an den kleinen Tischen tafelte, verlaufen hatte, gelang es Hallmers auch eines Kellners habhaft zu werden, der sie flink und gut bediente.

Nanny schwelgte in Seligkeit. Es war unsagbar herrlich, so zusammen zu sitzen, aus dem stillen Winkel die wundervolle Umgebung auf sich wirken zu lassen, das

Jederste auswählen zu dürfen, was zu haben war und vor allen Dingen, zu wissen, daß dieses Glück fortbestehen würde, daß morgen wieder ein Tag kommen würde, womöglich noch schöner als der heutige. Sie waren nun sechs Wochen verheiratet. An ihrem Hochzeitstage hatte es geregnet, aber von dem Augenblicke an, wo sie die holländische Grenze überschritten hatten, strahlte die Sonne in unveränderlicher Pracht. Nanny, die noch nichts von der Welt kannte, genoß, wie es wenigen Menschen gegeben ist zu genießen. Mit der ganzen Lebhaftigkeit und Leichtigkeit ihrer Natur gab sie sich den neuen Eindrücken hin, alles, was sie früher bedrückt, was sie zu Selbstwürfen getrieben hatte, war vergessen. In der Fülle ihres Glückes vermochte sie sogar Doras ohne jegliches Schuldbewußtsein zu gedenken; seit niemand mehr da war, der sie durch spitze Bemerkungen verlegen machen konnte, war sie selbst überzeugt, daß die Dinge keine glücklichere Wendung hätten nehmen können.

„Wollen wir noch ein wenig gehen?“ fragte Hallmers, nachdem sie gegessen hatten, „wir haben ja die Wasserfälle noch nicht gesehen.“

„Es wird da so voll sein, laß uns lieber irgend wohin gehen, wo nicht so viele Menschen sind.“

„Wir sind ja den ganzen Morgen in der Einsamkeit gewesen, Liebling,“ sagte er lächelnd.

„Hast du Verlangen mit Menschen zusammen zu sein?“

Er antwortete ihr nur mit einem innigen Blick. Sie brachen auf und schlugen den Weg nach den Ruinen ein. In Gedanken versunken wandelten sie zwischen den verfallenen Mauern umher. Sie gelangten auf den Friedhof und ließen sich zwischen den eiseubewachsenen, verwitterten Grabsteinen nieder, auf denen halb verwischt die Namen der verbliebenen Mönche zu lesen standen.

Die junge Frau brach schließlich das Schweigen.

„Ich bin so glücklich!“ flüsterte sie ihm ins Ohr.

Er sah sie nur mit einem langen, dankbaren Blick an, unfähig, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben.

„Und weißt du, was mich vor allem so froh und dankbar macht?“ fuhr sie fort, „daß wir unser Glück so reslos genießen dürfen.“

„Wie meinst du das?“

„Wenn es gekommen wäre, wie du es wolltest, wenn

du dich von Dora hättest scheiden lassen und sie wäre kurz darauf gestorben, so hätten wir unser Glück nie ungetrübt zu genießen vermocht. An welcher Krankheit sie auch gestorben wäre, ich würde immer gedacht haben, daß wir Schuld an ihrem Tode trügen, sie würde ewig wie ein Spuß zwischen uns gestanden haben.“

Er schwieg und sie schmiegte sich innig an ihn und fuhr flüsternd fort: „Ich glaube sogar, ich hätte dich nicht mehr lieben können, ich hätte dich hassen, dich als meinen Mitschuldigen fürchten müssen, während ich dich jetzt so unbegrenzt lieben darf, weil du dir nichts vorzuwerfen hast.“

Sie starrte in das dunkle Grün, in welchem die Sonnenstrahlen spielten, und achtete nicht auf den Ausdruck seines Gesichtes.

„Du wirst mich vielleicht auslachen und sagen, daß ich sentimental bin, aber du weißt, eine Frau vermag sich nicht immer Rechenschaft über ihre Gefühle zu geben. Wenn ich jetzt an Dora denke, überkommt mich so ein friedevolles, dankbares Gefühl. Zuweilen möchte ich glauben, daß die Toten doch noch etwas von dem wissen, was ihre Lieben auf Erden bewegt. Wenn Dora uns sehen kann, so wird sie sich unseres Zusammenlebens freuen, denke ich mir. Wir haben ihr kein Leid zuzufügen gebraucht, sie ist gestorben, ohne einen bitteren Gedanken gekannt zu haben, ohne einen Augenblick unglücklich gewesen zu sein.“

Er antwortete noch immer nicht und sie war zu sehr von ihren eigenen Vorstellungen erfüllt, um acht darauf zu geben.

„Es ist ein so tröstlicher Gedanke, daß du während ihrer Krankheit alles für sie getan hast, daß du bis zum letzten Augenblick für sie gesorgt hast, kein Mittel unversucht gelassen hast, das sie hätte retten können. Jetzt ist es, als ob eine gütige Vorsehung Mitleid mit uns gehabt und diesen Ausweg ersonnen hätte, der uns allen Dreien Rettung brachte. Wenn wir selbst handelnd eingegriffen hätten, würde es mir gewesen sein, als ob wir das Schicksal herausgefordert hätten und ich würde keinen Augenblick Ruhe gehabt haben.“

Er ertrug es nicht länger, mit einem unterdrückten Schrei sprang er auf.

„Was ist dir?“ fragte Nanny erschreckt.

„Ach nichts, mir kroch eine fette Spinne über die Hand, du weißt, wie ich mich vor diesen Tieren ekle. Komm, laß uns weitergehen.“

Sie war selbst zu nervös veranlagt, um es nicht begreiflich zu finden, daß man über die unvermutete Berührung eines verhaßten Tieres außer Fassung geraten konnte. Sie folgte ihm willig und bald befanden sie sich in einer herrlichen Allee, die vom einen Hotel zum andern an den Wasserfällen entlang führte. Sie begegneten vielen Menschen, Studenten aus Freiburg, Bauern und Dirnen in der malerischen Schwarzwaldtracht, Musikanten mit Blechinstrumenten und Ziehharmonikas. Und all das Surren und Lärmen wurde übertönt von dem ununterbrochenen Rauschen des Wasserfalles, der von Felsvorsprung zu Felsvorsprung in die Tiefe hinabstürzte. Nanny blickte entzückt auf die strudelnden, schäumenden Wassermassen, die fortwährend ihre Form änderten.

Sie wollte ihrem Manne etwas zurufen, aber das Getöse des Falles erstickte den Laut ihrer Stimme. Er würde sie auch nicht gehört haben, all die Geräusche um ihn her wurden übertönt von der Stimme in seinem Innern, die ihm inmitten des Brausens und Zischens in die Ohren schrie:

„Narr, der du warst, dem Schicksal vorgreifen zu wollen, wenn du ihm seinen Lauf gelassen hättest, könntest du dein Glück voll und ganz genießen, jetzt hast du dich selbst um Ruhe und Frieden gebracht.“



Siebzehntes Kapitel.

Sie besuchten nacheinander all die lieblichen Plätze des Schwarzwaldes und gelangten schließlich nach Triberg. Hier hatten sie auf ihrer langen Hochzeitsreise zum erstenmal eine Begegnung mit Bekannten.

Als sie am Tage ihrer Ankunft an der Table d'hôte Platz nahmen, wurden sie von einem Herrn und einer Dame, die ihnen gerade gegenüber saßen, begrüßt.

Es waren Bekannte von Hallmers aus dem Haag,

die Nanny während ihres ersten Aufenthaltes dort kennen gelernt hatte. Es störte Hallmers, daß Nanny peinlich berührt schien durch diese Begegnung und sich während der Unterhaltung, die sich ganz selbstverständlich entspann, ungeschickt und verlegen benahm.

Er selbst war außerordentlich gesprächig, fast geräuschvoll, aber es schien ihm, als ob das Ehepaar, die nur flüchtige Bekannte von ihm waren, sich zurückhaltender benahmen, als es bei früheren Begegnungen der Fall gewesen war.

Nach dem Essen zog Nanny sich sofort in ihr Zimmer zurück, während er absichtlich noch eine Weile mit den Landsleuten zusammenblieb. Als er Nanny dann in ihrem Zimmer aufsuchte, fand er sie mit einem nachdenklich ernststen Ausdruck auf ihrem sonst so offenen Gesichtchen.

„Warum wurdest du so verlegen, Schatz?“

„Ich weiß nicht.“

Er wußte es wohl, er hatte es wohl gefühlt, wie peinlich ihr der Gedanke war, daß diese Leute Dora gekannt hatten und daß sie wahrscheinlich ihre Heirat mit Hallmers, so kurz nach dem Tode der Freundin, mißbilligten. Es enttäuschte ihn. Was kümmerte sie in ihrem Glück die Welt? dennoch trachtete er, sie auch vor dieser kleinen Widerwärtigkeit zu bewahren.

„Laß uns morgen früh weiter reisen,“ bat er freundlich.

Sie blickte mit Tränen in den Augen zu ihm auf, plötzlich schlug sie die Arme um seinen Hals und brach in Tränen aus.

„Ich weiß wohl, daß es kleinlich von mir ist, ich sollte mir nichts daraus machen, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Leute schlecht von mir denken.“

„Aber was liegt daran, Nanny, solange wir selbst nicht niedrig voneinander zu denken brauchen und glücklich sind, denn glücklich bist du doch?“

Er fragte es beinahe ängstlich und blickte ihr forschend in die Augen. Da empfand sie es lebhafter denn zuvor, wie unendlich groß ihre Liebe war und wie es ihn fränken mußte, sie so kleinlich zu finden. Und sie antwortete:

„Nein, es ist nichts daran gelegen und wir wollen auch nicht früher von hier fortgehen, als wir beabsichtigt haben, ich werde mich darüber hinwegzusetzen wissen, wenn wir nach Holland zurückkommen, werden wir ja oft solche Begegnungen haben.“

„Wir brauchen nicht nach Holland zurückzukehren, wenn es dir widerstrebt, wir sind Gott sei Dank unabhängig genug, um leben zu können, wo es uns beliebt, ich werde mich überall wohl fühlen, wo du bist.“

Als sie abends zu den elektrisch erleuchteten Wasserfällen von Triberg gingen, begegneten ihnen die Bekannten aus dem Haag; man tauschte einen freundlichen Gruß aus, ohne miteinander zu sprechen und Hallmers beobachtete erfreut, welche ruhige, würdige Haltung Nanny bewahrte, und als sie dann noch einmal darauf drang, noch einen Tag in dem herrlich gelegenen Triberg zu bleiben, willigte er mit Vergnügen ein.

Dennoch war Nanny durch den kleinen Vorfall aus dem Glückstraum aufgerüttelt worden, in welchem sie seit ihrer Hochzeit einhergegangen war. Sie begriff, daß die Vergangenheit nicht tot war, daß sie sich nicht davon losmachen konnte, daß die Erinnerung sie immer wieder zu überfallen drohte und ihr die seligsten Augenblicke ihres Lebens verbittern würde. Sie fühlte sich so klein neben ihrem Manne, der unbeirrt durch das Urtheil der Menschen seinen Weg ging und von Anfang an so genau gewußt hatte, was er tun wollte. Sie trachtete sich an der Kraft aufzurichten, die sie in ihm vermutete. Es war ihr ein Bedürfnis geworden, es vor sich selbst und vor ihm zu wiederholen, daß sie Doras ohne Reue gedenken könne, weil sie sich nicht an ihr versündigt habe, sie konnte immer wieder davon anfangen, von dem Drange getrieben, ihre Empfindung von ihm bestätigt zu hören. Sie fragte ihn immer wieder nach allen Einzelheiten aus Doras Krankheit, nach seinen Empfindungen während der letzten Nacht, als er bei ihr gewacht hatte. Und er, der danach lechzte, gegen die Frau, die er liebte, vollständig ehrlich sein zu dürfen, mußte lügen und heucheln und durfte es nicht merken lassen, wie grausam sie ihn quälte.

Dora und immer wieder Dora! dieses unbedeutende Frauchen, deren Schönheit ohne Seele, deren Tugend ohne Kampf gewesen war, von der er nicht einmal wußte, ob

sie einer wahrhaft großen Liebe zu ihm fähig gewesen war, ließ ihm jetzt keine Ruhe mehr. Er fing an, sich zu fragen, ob er sie vielleicht falsch beurteilt habe, sie war noch so jung gewesen, das Lebensbuch war ihr aus der Hand geglitten, noch ehe sie Zeit gefunden hatte, darin zu lesen und ihre letzte Möglichkeit zu leben und zu lernen hatte er ihr genommen.

Er begann zu erkennen, daß er rettungslos verloren sein würde, wenn er sich diesen Gedanken preisgab, er fing an, das ständige Alleinsein mit seiner Frau, diese stundenlangen Streifzüge durch die einsamen Wälder zu fürchten und schlug ihr vor, nach Baden-Baden weiter zu reisen.

In dem geräuschvollen Treiben des eleganten Weltbades fand er sich selbst wieder, auch Nanny war diese Zerstreuung willkommen. Der Aufenthalt in dem vornehmen eleganten Hotel machte ihr ein kindliches Vergnügen. Wenn sie im bequemen Wagen durch die Lichten-taler-Allee fuhren, konnte sie aufjubeln wie ein Kind, und er ließ sich durch ihre Ausgelassenheit fortreißen und vergaß seine finsternen Gedanken. Herrlich war es auch an den warmen Abenden im erleuchteten Aargarten zwischen der internationalen Badegesellschaft zu sitzen.

Er amüsierte sich über ihre scharfen Beobachtungen und ihre gelegentlichen boshaften Bemerkungen über die sie umgebende Welt und Halbwelt.

Es war ihm auch eine angenehme Ablenkung, wieder einmal gute Musik zu hören.

Aber als das sorglose Leben in Baden-Baden einige Tage gedauert hatte, als ihnen die Ausflüge in der Umgegend keine neuen Reize zu bieten vermochten, fingen sie an, sich zu fragen, ob es sich verlohne, noch länger zu bleiben. Gelegentlich sprach Nanny von dem Ende ihrer langen Reise und von ihren Plänen für die Zukunft. Vor der Hochzeit hatte Hallmers sein Haus im Haag mit der ganzen Einrichtung verkauft. Er hatte es sich selbst und Nanny eingeredet, daß sie so unabhängiger seien, aber er wußte im Grunde wohl, daß er sich nur zu diesem Verkauf getrieben gefühlt hatte, weil es ihm unmöglich war, mit seiner zweiten Frau in dem Hause zu leben, wo Dora gestorben war.

Der Gedanke jedoch, einen festen Plan für die Zu-

kunst zu machen, war ihm unbehaglich. Anfänglich hatten sie davon gesprochen, den Winter in Paris zu verleben. Als Nanny jetzt auf diesen Plan zurückkam, zögerte er, ihr beizustimmen.

Die Zerstreuung, die er in Baden-Baden gesucht hatte, hatte ihm nur für wenige Tage geholfen. Dann war alles wieder zurückgekommen, seine Zweifel, seine Selbstvorwürfe, der unerträgliche Gedanke, daß die Frau, welche ihn liebte und verehrend zu ihm aufblickte, sich voll Abscheu von ihm wenden müsse, wenn sie erführe, was er getan. Das unruhige Leben in Paris würde ihn auch nur für kurze Zeit vor dieser fixen Idee, die ihn zu verfolgen begann, schützen können. Ein andrer Plan begann in ihm zu reifen. Dieses nur von Genuß und Liebesglück erfüllte Leben, das er gegenwärtig führte, taugte nicht für seinen Gemütszustand, er mußte sich Arbeit suchen, Arbeit würde die beste Ablenkung für seine Gedanken werden. Und mit nervöser Hast befestigte er seinen Plan. Er hatte schon vor seiner Heirat mit Dora die Absicht gehegt, an einem wissenschaftlichen Werke zu arbeiten, durch allerhand Umstände war er wieder von diesem Plan zurückgekommen. Nun wollte er ihn ausführen, er wollte sich für einige Zeit in Amsterdam niederlassen, wo er die Quellen zu seinen Studien finden konnte, und dann wollte er sich mit allem Eifer in die Arbeit vertiefen. Als er Nanny seinen Plan mittheilte, erklärte sie sich einverstanden, obwohl sie den Winter lieber in Paris verlebt hätte. Sie verstand sehr wohl, daß dieses untätige Leben für einen Mann von Hallmers Bedeutung auf die Dauer unerträglich werden mußte und freute sich, daß die Arbeitslust in ihm zu erwachen begann. Dennoch schien ihr diese nervöse Hast, mit welcher er der Ausführung seines Planes zustrebte, übertrieben. Sie hätte sich gern noch ein wenig im Ausland herumgetrieben. Eine andeutende Bemerkung genügte, um Hallmers sofort zu bestimmen, seine persönlichen Wünsche hintan zu setzen und zunächst noch für ein paar Wochen mit seiner Frau nach Paris zu gehen.

Nanny lebte während der ersten Tage wie in einer Zauberwelt. Die Pracht der Weltstadt überwältigte sie völlig, aber nachdem der erste Rausch vorüber war, fiel ihr doch die Veränderung auf, die sich in dem Wesen ihres

Mannes zu vollziehen begann. Nicht daß seine Rücksicht und Zärtlichkeit für sie nachgelassen hätte, aber es war eine nervöse Unruhe über ihn gekommen, die sie während der ersten Wochen ihrer Ehe nicht bemerkt hatte. Und es war noch etwas, das sie befremdete. Er sprach niemals aus eigenem Antriebe von Dora und wenn sie selbst von der Verstorbenen sprach, wurde er einsilbig und trachtete, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Die ersten Male hatte sie es nicht beachtet, dann plötzlich fiel es ihr auf, und sie fragte ihn eines Tages geradezu:

„Ist es dir unangenehm, wenn ich von Dora spreche, Otto?“

„Aber nein, Schatz, wie kommst du darauf!“ antwortete er und im selben Augenblick quälte ihn die Angst, daß er sich verraten könne. Um ihren Argwohn im Keim zu ersticken, fing er nun an, ungewöhnlich lebhaft von Dora zu erzählen, von der Zeit, als er sie kennen gelernt hatte, von dem kurzen Glück in seiner Ehe mit ihr, von der Enttäuschung, die er empfunden, als er ihre ganze Unbedeutendheit und Oberflächlichkeit erkannt hatte. Er ereiferte sich vielleicht zu sehr, denn Nanny blickte ihn verwundert an, aber sie sagte nichts und beruhigte sich bei dem Gedanken, daß er ebenso unbefangen wie früher von Dora spreche.



Achtzehntes Kapitel.

Der Gedanke, nach Holland zurückzukehren und ihr eigenes Heim einzurichten, begann allmählich auch Nanny zu loden, so daß sie es war, die die Abreise von Paris beschleunigte. Die ersten Wochen in Amsterdam verliefen in reger Geschäftigkeit. Sie waren im Hotel abgestiegen, aber da sie vorläufig in Amsterdam zu bleiben dachten, begannen sie, sich nach einer Wohnung umzusehen. Sie mieteten eine kleine Villa in der Bondelstraat, und Nanny hatte nun den ganzen Tag lang mit dem Einrichten der Wohnung zu tun. Stundenlang verhandelte sie mit Möbelhändlern und Tapezierern und ihre Gedanken waren so völlig von dieser neuen, ungewohnten Aufgabe erfüllt,

daß sie es nicht merkte, wie Hallmers Nervosität täglich zunahm. Ihr gegenüber war er stets von der gleichen Herzlichkeit und Aufmerksamkeit. Zuweilen nahm er sie leidenschaftlich in seine Arme und fragte sie dringlich, fast angstvoll:

„Bist du glücklich, Schatz? bist du wirklich glücklich?“

In solchen Augenblicken fühlte sie die Unruhe wieder in sich aufsteigen.

„Warum fragst du mich das so sonderbar?“

„Gibt es wirklich nichts, was du noch wünschen könntest?“

Einmal antwortete sie ihm darauf:

„Das einzige, was mir zu wünschen übrig bleibt, ist, daß du nicht so nervös sein möchtest.“

Er erschrak und wandte sich ab. Als er allein war, machte er sich Vorwürfe, daß er sich nicht genügend zu beherrschen wisse, und die Angst folterte ihn, daß er sich schließlich doch verraten würde, daß sie alles erfahren und ihr Glück vernichtet sein würde. Denn in dem Widerstreit seiner Empfindungen gab es Augenblicke für ihn, wo er sich geneigt fühlte, seine Tat dennoch als gut und nützlich anzusehen, wo er seine verlorene Seelenruhe gering achtete, solange es ihm gelang, ihr das Glück zu bewahren.

Er hatte in der Arbeit nicht die Zerstreuung gefunden, die er davon erhoffte. Es gelang ihm nur selten, sich völlig dahinein zu vertiefen. Zuweilen machte er sich des Morgens mit frischem Mut und Kräften ausgerüstet ans Werk, aber wenn er dann ein paar Stunden an seinem Schreibtisch gefessen hatte, dann begannen die leidigen Gedanken wieder auf ihn einzustürmen. Dann sah er Dora, so wie er sie in der letzten Nacht ihres Lebens gesehen hatte, als ihr Leben in seine Hand gegeben gewesen war, und dann vermochte er die Last der Schuld nicht von sich abzuwälzen. Er war ein Verbrecher, nun gut, aber was für ein elender Schwächling war er, daß er, der das Verbrechen nicht gescheut hatte, um ans Ziel zu gelangen, nicht fähig war, die Folgen seiner Tat zu tragen.

Immer häufiger vermied er das Zusammensein mit Nanny. Unter dem Vorwand, arbeiten zu müssen, blieb er ganze Vormittage in seinem Zimmer. Sie klagte nicht darüber, sie hatte genügend Abwechslung und wußte sich

stets Beschäftigung zu machen. Abends pflegte Hallmers stets mit ihr zusammen zu sein und sie gehörte nicht zu den Frauen, die das Alleinsein scheuen. Sie würde vollkommen glücklich gewesen sein, wenn Hallmers' verändertes Wesen sie nicht beunruhigt hätte. Es war ganz offenbar, daß ihn irgend etwas quälte, das er vor ihr verborgen hielt. Was konnte es sein? Ob er Geldsorgen hatte? Sie hatte ihn im Anfang einmal direkt danach gefragt, da hatte er ihr lachend die Versicherung gegeben, daß es nichts sei. Schließlich hatte sich die Vorstellung in ihr festgesetzt, daß die Veränderung in seinem Wesen mit Dora in Zusammenhang stehen müsse. Er sprach nie mehr von ihr. Er konnte aufgeregt werden, wenn Nanny Doras Namen nannte, es schien ihm unangenehm zu sein, wenn sie einen Schmutzgegenstand trug, den sie von Dora erhalten hatte. Er trachtete wohl, sich zu beherrschen, aber seine Frau erriet den Grund so einer flüchtigen Verstimmung instinktiv und war nun bestrebt, dieses gefährliche Thema zu meiden. Dora stand zwischen ihnen. Das herrliche Gefühl, sich nichts vorwerfen zu müssen, das Nanny während der ersten Zeit ihrer Ehe so glücklich gemacht hatte, schwand, sie grübelte und grübelte darüber nach, was Otto um sein stolzes Selbstbewußtsein gebracht haben konnte.

Während Hallmers sich einbildete, daß seine Frau in völliger Ahnungslosigkeit dahinlebte, rief Nanny sich alles ins Gedächtnis, was sich während der letzten Monate von Doras Leben ereignet hatte. Sie las Ottos Briefe aus jener Zeit, es stand nirgends ein Wort davon, daß er sich Vorwürfe über seinen Treubruch machte. Sie erinnerte sich an alles das, was Tante Mimi von Doras letzten Tagen erzählt hatte, von der Nacht, wo sich ihre schwache Hoffnung an das letzte Rettungsmittel, jene Pulver, geklammert hatte. Und ganz allmählich begann sich ein Zipfel des Schleiers zu lüften. Als ob ein böser Dämon es ihr zugeflüstert hätte, begann der Gedanke sich in ihr einzunisten, daß Otto, der ja in jener Nacht mit seiner Frau allein gewesen sein sollte, das Pulver nicht angewandt habe, um von der Frau, die vor der Pforte seines Glückes stand, befreit zu werden. Wenn es so war, so war sie seine Mitschuldige, ja die eigentliche Verbrecherin, weil sie ihn zu diesem Schritt getrieben hatte durch ihre entschiedene Weigerung, die Seine zu werden,

falls er sich von Dora scheiden ließe. Aber es war nicht wahr, es konnte nicht wahr sein, Mimi hatte es ihnen ja erzählt, wie verzweifelt er über Doras Tod gewesen war, so vermochte dieser Mann nicht zu heucheln. O die Wahrheit! Sie mußte um jeden Preis die Wahrheit erfahren! Sie wollte ihm diese Gedanken, deren sie sich nicht länger erwehren konnte, offenbaren. Sie wollte ihn anflehen, ihr die Wahrheit zu sagen, er hatte sie zu innig lieb, um sie zu belügen. Und wenn es wahr war, dann würde sie ihn entschuldigen, dann würde sie die Last seiner That mit ihm tragen, weil er um ihretwillen gesündigt hatte, weil er sie so geliebt hatte, daß er nicht vorm Verbrechen zurückgeschreckt war, um sie zu besitzen. Sie war im Begriff zu ihm zu gehen, um mit ihm zu sprechen, als ihr Mut wieder plötzlich sank und sie die Dinge in anderm Licht zu sehen begann. War es nicht die reinste Berrücktheit, was sie da tun wollte? Sie hatte keinen einzigen Anhaltspunkt für ihre Vermutungen, und sie wollte den Mann, den sie liebte, den sie als vornehm und edel denkend kannte, eines Verbrechens beschuldigen, sie wollte das Bekenntnis einer gemeinen That von ihm erzwingen? Wenn er es nicht getan hatte, und nun erhoben sich wieder hundert Stimmen in ihr, die ihr zuschrien, daß er es nicht getan haben konnte, dann würde er ihr diesen Verdacht nie verzeihen können, welcher Mann konnte eine Frau lieben, die ihn eines Mordes für fähig hielt? O nein, es war tausendmal besser zu schweigen und es ihm zu verbergen, daß dieser verräterische Gedanke sich in ihr Herz geschlichen hatte.

So standen sie sich gegenüber, beide von der Angst gefoltert, sich zu verraten, beide in dem Glauben, daß es ihnen gelänge, ihre geheimsten Gedanken voreinander verborgenzuhalten und gleichzeitig von dem Verlangen gepeinigt, sich offenbaren zu dürfen beide bestrebt, einander glücklich zu machen und verdammt, sich gegenseitig ins Elend zu stürzen. Die kleine unbedeutende Dora war als eine Riesengestalt zwischen sie getreten, gegen deren unheimliche Kraft sie nichts vermochten.

Mit fieberhaftem Eifer begann Otto sich in seine Arbeit zu vertiefen, aber die erhoffte Ablenkung blieb aus. Er fing an, schlecht auszusehen, verlor den Appetit und konnte nachts nicht schlafen. Auf Mannys wiederholte,

angstvolle Fragen, ob ihm etwas fehle, erwiderte er schließlich, daß er sich seit einiger Zeit nicht wohl fühle. Sie zogen einen Arzt zu Räte, der seinen nervösen Zustand mit Überarbeitung erklärte und ihm riet, die Arbeit vorläufig völlig ruhen zu lassen und sich körperliche Bewegung zu verschaffen. Hallmers wußte, daß es nichts helfen würde, aber er war froh, Nanny gegenüber seine Reizbarkeit und Nervosität mit seinem körperlichen schlechten Befinden erklären zu können, er glaubte, daß seine Frau diese sogenannte Überarbeitung als einen hinreichenden Grund für seinen Zustand betrachten würde. Er tat, was der Doktor ihm geraten hatte, ließ die Arbeit liegen, ging viel spazieren, radelte, und wurde Mitglied von einem Sportklub. Gewöhnlich begleitete Nanny ihn auf den Radausflügen. Sie fuhren weit auf die Dörfer hinaus, sie ermüdeten sich körperlich, in der unausgesprochenen Hoffnung, daß sie gegenseitig in dieser körperlichen Abspannung genügend Grund für ihre Wortkargheit finden würden.

Sie hatten wenig Bekannte in Amsterdam und hatten keine Neigung, neue Leute kennen zu lernen. Bald nachdem sie von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt waren, hatte Nanny an die Tanten Vermeerens geschrieben, obwohl Hallmers ihr davon abgeraten hatte. Es war ihr ein Bedürfnis gewesen, von den alten Damen zu hören. Nach längerer Zeit erhielt sie eine kurze, förmliche Antwort, aus welcher deutlich hervorging, daß die beiden Damen die Beziehungen zu ihr abzubrechen wünschten. Nanny weinte vor Enttäuschung. Sie wußte selber nicht, was sie anders erwartet hatte und fragte sich, was ihr an der Zuneigung dieser alten Frauen gelegen sein könne. Ach, dieses jubelnde Gefühl, daß Ottos Liebe ihr alles ersetzen konnte, war geschwunden, sie würde jetzt viel um ein freundliches Wort von Doras Tanten gegeben haben.

Aber auch diese Enttäuschung wußte sie vor ihrem Manne zu verbergen, sie sagte ihm gar nichts von der abweisenden Antwort, die sie erhalten hatte.

Zuweilen stieg der Gedanke in Hallmers auf, ob es wirklich so unmöglich sei, daß er sich Nanny anvertraute. Sein Geheimnis begann ihn so zu drücken, daß er danach schmachtete, sich aussprechen zu dürfen, es von jemand anders sagen zu hören, was er sich gelegentlich

selbst sagte, daß seine That kein Verbrechen gewesen sei. Je mehr dieses Verlangen in ihm wuchs, desto größer wurde seine Angst, sich zu verraten. Er hatte seine Schwäche nun kennen gelernt und er fürchtete, er glaubte es zuweilen bestimmt zu wissen, daß der Augenblick kommen würde, wo er dem Verlangen, sich anzuvertrauen, nachgeben würde. Es durfte nicht sein, immer wieder hielt er es sich vor, daß es nicht sein durfte, nur durch sein Schweigen konnte er Mannys Glück erhalten. Mannys Glück? war sie denn überhaupt noch glücklich? nie mehr hörte er sie singen, wie im Anfang, nie mehr klang ihr fröhliches Lachen durch das Haus, sie diskutierte nicht mehr mit ihm wie früher, sie verfiel nicht mehr von einem Extrem in das andere. Aus ihren Augen blitzte nicht mehr die Lebenslust, ihr Blick war matt, ja ängstlich geworden. Sie war wohl aufgeräumt, wenn sie bei ihm war, aber ihre Heiterkeit wirkte nicht echt. Er dachte, daß sie sich über seinen Zustand beunruhigte, sie mußte es schließlich doch wohl merken, daß ihn etwas quälte. Und es würde ärger werden, sein Kampf war nutzlos, er fühlte, daß er das bleierne Gewicht seiner Schuld nicht mehr abzuschütteln vermochte. Wenn er auch stark genug blieb, um zu schweigen, schließlich würde sie es doch erraten, was ihn quälte, sie würde ihn ausfragen und er würde sprechen. Zuweilen marterte ihn auch die Angst, daß er darüber wahnsinnig würde. Was auch geschehen würde, er war verdammt, die Frau, die er liebte, unglücklich zu machen. Er weinte vor Verzweiflung.

Allmählich begann ein Gedanke in ihm zu reifen, der möglicherweise zu einem Ausweg führen konnte. Wenn er krank würde und stürbe, so würde Manny im Anfang zwar untröstlich sein, aber sie war noch so jung, das Leben mit seinem ewigen Wechsel würde ihr vielleicht noch einmal, wenn auch nicht ungetrübtes Glück, so doch Frieden schenken, dessen sie, solange er lebte, nicht mehr theilhaftig werden konnte. Aber er würde nicht krank werden, Menschen wie er werden nicht so ohne weiteres krank. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als freiwillig in den Tod zu gehen. Er verachtete sich tief ob seiner sittlichen Schwäche, würde er wenigstens den Mut finden, diese letzte That zu vollbringen? Er zergrübelte sein Hirn, um eine Todesart zu finden, die weder Manny

noch die Welt auf die Vermutung bringen konnte, daß er sich selbst das Leben genommen habe. Nanny sollte an ein Unglück, an einen Zufall glauben. Tag und Nacht ließ ihn dieser Gedanke nicht mehr los, er schloß einen Pakt mit seinem Gewissen. Wenn er den Mut und die Kraft fand, sich das Leben zu nehmen, so glaubte er mit seinem freiwilligen Tode die That, die er begangen, zu sühnen und dafür Nannys Glück retten zu können.

Diese Gedanken erfüllten ihn so ganz und gar, daß er es nicht merkte, wie seine Frau sich in Angst und Sorge um ihn verzehrte. Sie begann zu fürchten, daß er unheilbar krank sei. Hundertmal stand sie im Begriff, mit ihm zu reden und immer wieder schreckte sie davor zurück, jetzt auch aus Angst, daß ihre abscheuliche Vermutung, wenn sie grundlos sei, seinen Zustand verschlimmern könne.

Mehr und mehr gelangte Hallmers zu der Überzeugung, daß er diesem elenden Leben, diesem täglichen Kampf ein Ende machen müsse. Er grübelte immer noch, wie er es anstellen könne, um den Verdacht auf Selbstmord unmöglich zu machen. Schließlich gab ihm ein Unfall, der einem Herrn beim Schießunterricht mit einem geladenen Revolver passierte, das Mittel an die Hand. Auf diese Weise mußte es geschehen. Aber er sah ein, daß er um jeden Argwohn im Keim zu ersticken, zuvor sein Wesen ändern müsse. Er mußte sich den Anschein geben, als stände es besser um ihn, heiter und ungezwungen tun. Und seit er sich zu diesem Entschluß durchgerungen, den er als einen Ausweg aus diesem Konflikt betrachtete, schien er wirklich ruhiger zu werden. Er war jetzt fast immer mit Nanny zusammen, wurde gesprächiger, aß mit besserem Appetit und gab sich nachts den Anschein, als ob er schlief. Er sah sehr schlecht aus, aber er behauptete, sich bedeutend besser zu fühlen. Der Doktor konstatierte eine Besserung in seinem Zustand, und riet ihm, sich noch mehr körperliche Bewegung zu machen. Er turnte des Morgens oder schoß im Garten nach der Scheibe. Nanny, die so gern glauben wollte, daß ihre Befürchtungen grundlos seien, ließ sich täuschen und atmete auf. Es war, als wiche er nicht aus, er wußte sogar den Blick seiner Augen zu beherrschen. Sie fing an, wieder an ihr Glück zu glauben. Er sprach davon, nochmals zu reisen und schlug

ihr vor, mit ihm nach Wien zu gehen. Sie war sofort einverstanden und begann ihre Vorbereitungen zu treffen.

Hallmers kämpfte seinen letzten furchtbaren Kampf zwischen seinem Verlangen, mit dieser Frau, die er mit jeder Faser seines Herzens liebte, weiterzuleben und seinem Bewußtsein, daß er sterben müsse. Er fluchte seiner eigenen Schwäche, aber er vermochte nicht weiterzuleben mit dieser bleischweren Schuldenlast auf dem Gewissen, seine Tathächte sich, das Leben, das er genommen hatte, heischte sein eigenes Leben.



Neunzehntes Kapitel.

Ihre Abreise war festgesetzt. Nanny hatte während der letzten Tage viel mit den Vorbereitungen zu tun gehabt, jetzt blieb ihr nur noch übrig, die Koffer zu packen. Sie war fast so ausgelassen fröhlich wie in der ersten Zeit, ein paar Mal ertappte sie sich beim Singen. Die Sonne schien auch so herrlich, sie hatte das Fenster weit geöffnet, um Licht und Luft hereinströmen zu lassen. Drüben im Park begann neues Leben zu erwachen. Auf den Rabatten steckten weiße und gelbe Crocus ihre Köpfchen aus der fetten schwarzen Erde hervor. In den Gärten der Villen wurde eifrig gearbeitet, um die niedergelegten Rosen von ihren Umhüllungen zu befreien, alles verkündete, daß der Frühling im Anzuge war.

„Wie fürchterlich hell es hier ist!“ sagte Hallmers, in das Schlafzimmer tretend, wo Nanny die Koffer packte. Er trat an das Fenster und ließ die Gardine herab.

„Stört dich das Licht?“ fragte Nanny.

„Ja, es ist so hell, die Frühlingssonne hat etwas Beinigendes für die Augen.“

„Mir kann sie nicht hell genug scheinen, ich möchte alle Fenster und Türen im Hause aufreißen, um das Licht in Strömen hereinzulassen, jubeln möchte ich, daß es nun Frühling wird und daß der Winter mit seinen abscheulichen finsternen Tagen vorüber ist!“

In der Überfülle ihres wiedergefundenen Glüdes

flog sie ihm in ihrer alten übermütigen Ausgelassenheit um den Hals.

„Hast du mich lieb, Nanny?“

Sie schmiegte sich an ihn: „Mein Mann, mein Alles!“

Er bebt am ganzen Körper. Er küßt sie wild und ungestüm — — zum letzten Mal.

Da fühlte er, wie seine Kraft ihn verließ. Ja, jetzt in dieser leidenschaftlichen Umarmung wollte er ihr zuflüstern, was er getan hatte und sie sollte ihm vergeben und ihm sagen, daß sie ihn liebte. Warum brachte er das Geständnis nicht über die Lippen? Während sie ihn liebte, durchschauerte es ihn kalt — sie würde ihn ja nicht mehr lieben können, wenn sie erfuhr, was er getan, würde ihn verabscheuen, ihn fürchten als den Mitschuldigen eines Verbrechens.

Langsam löste er ihre Arme von seinem Halse. Sie nahm ihre Beschäftigung wieder auf und er trat in den Schatten der herabgelassenen Gardine zurück. Sie kniete vor dem Koffer. Wenn sie sich jetzt nur noch einmal umgewandt hätte und sein Gesicht gesehen hätte, aber sie tat es nicht.

Als sie sich nach ein paar Minuten lächelnd umsah, hatte er das Zimmer verlassen, sie hörte ihn die Treppe hinabgehen.

—*—

Zwanzigstes Kapitel.

Der kleine Garten, an dessen Ende die Zielscheibe errichtet war, lag im Sonnenschein gebadet. Im Gartenhause wartete Gottlieb, der Diener, auf seinen Herrn. Auf der Bank vor der Tür lag das geöffnete Futteral, aus welchem ein neuer Revolver herausah.

Hallmers betrat den Garten mit äußerlicher Ruhe, die nichts von dem Kampf in seinem Innern verriet. Er überlegte, ob er den Mann fortschicken solle, nein, das konnte verdächtig erscheinen, es mußte in Gegenwart des Dieners geschehen.

„Herrliches Wetter, nicht wahr, Gottlieb?“

„Der reine Sommer, Herr Hallmers.“

„Wirklich, die Sonne meint es gut, das Licht blendet mich, ich kann die Ringe auf der Scheibe gar nicht erkennen. Wollen Sie einmal nachsehen, Gottlieb, ob mein alter Gartenhut mit der breiten Krempe im Pavillon hängt....“

Der Diener trat in das Gartenhäuschen, im selben Augenblick nahm Hallmers den Revolver auf. Der Schuß frachte und der entsetzt herbeieilende Gottlieb vermochte seinen wankenden Herrn noch in seinen Armen aufzufangen.

Eine letzte Marter für sein erlöschendes Denkvermögen, ein Zweifel, ob diese That, welche Nanny den Frieden bringen sollte, sie nicht für das Leben unglücklich machen würde und schließlich die Erlösung von allem Denken — — ewige Ruhe, ewiger Schlaf.



Verzeichnis der Bände:

- | | |
|---|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Dr. M. Wilh. Meyer, Die Gesetze der Bewegungen am Himmel 2. J. Pitomi, Japan, Land u. Leute 3. Dr. Paul Bergemann, Volksbildung 4. Dr. Herm. Blumenthal, Allgemeine Weltgeschichte 5. Ingen. W. Hentschel, Die Dampfmaschine 6. Dr. W. Pabst, Grundzüge der allg. Witterungskunde 7. B. Ch. Martens, Rechenschule und Raumberechnung 8. Prof. Dr. W. Migula, Allgemeine Pflanzenkunde 9. Groß, Optm. im Luftschiffbataillon, Die Luftschiffahrt 10. Reinhold Gerling, Die Naturheilkunde 11. Dr. Paul Siepert, Grundzüge der Geologie 12. Dr. W. Haacke, Menschenrassen 13. Luise Holle, Hauswirtschaft 14. Obergärtner R. Meymund, Zimmergärtnerei 15. Dr. Fr. Knauer, Unser heimisches Vogelleben 16. Dr. med. J. Marcuse, Kleine Gesundheitslehre 17. Prof. G. Amberg, Elektrizität 18. Dr. F. Janzen, Deutsche Literaturgeschichte 19. Dr. Alb. Neuburger, Anorganische Chemie 20. Dir. Leo Brenner, Die Besohnbarkeit der Welten 21. Prof. F. Kaydt, Volks- und Jugendspiele 22. Kgl. Reallehrer D. Steinel, Allgemeine Erdkunde 23. Dr. W. Josephi, Kleine Geschichte der Baukunst | <ol style="list-style-type: none"> 24. Prof. Dr. P. Kaiser, Nutzpflanzen 25. Dr. W. Haacke, Allg. Tierkunde 26. Prof. Dr. W. Pabst, Mineralogie 27. Dr. A. Berg, Allg. Völkertunde 28. Graf E. Reventlow, Die deutsche Flotte 29. Dr. G. Rutna, Gesch. d. Malerei 30. Dr. D. Damm, Geschichte des deutschen Volkes 31. R. Schmier, Die Liebhabers-Photographie 32. Dr. G. Zehden, Erste Hilfe bei Unglücksfällen 33. Prof. Dr. Fr. Regel, Die Nordpolarforschung 34. Prof. Dr. E. Eckstein, Spezielle Tierkunde 35. D. Meze, Bienenleben und Bienenzucht 36. Dr. F. Leichtentritt, Geschichte der Musik 37. Dr. Fr. Traugott, Geschichte der Philosophie 38. Prof. Dr. F. E. Weiß, Der Haus- und Küchengarten 39. Prof. R. Ströse, Der gestirnte Himmel 40. Dr. R. Reichert, Die Bakterien 41. Dr. Fr. Knauer, Der Vogelzug und seine Rätsel 42. Dr. Jakob, Eisenhüttenkunde 43. Dr. P. Posener, Der deutsche Staatsbürger und sein Recht 44. J. Bungen, Das Kaninchen und seine Zucht 45. Aug. Engels, Richtig Deutsch 46. Dr. R. Guenther, Die Entwicklung der Tierwelt 47. Dr. R. Lampe, Die Stenographie 48. Oberbergerrat Prof. Dr. E. Cheilus, Grundzüge der Bergbaukunde. |
|---|---|

Hierzu schließen sich vom 1. April 1906 ab:

- | | |
|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 49. Cam. Morgan, Die jagdbaren Tiere Mittel-Europas 50. Dr. A. Risa, Geschichte des Kunstgewerbes 51. Dr. W. Bieweg, Organ. Chemie | <ol style="list-style-type: none"> 52. Dr. E. Koenig, Das Wesen des Lebens 53. Dr. F. Heiderich, Geld-, Bank- und Börsenwesen 54. Dr. A. Berg, Die deutsch. Kolonien |
|--|---|

Ferner vom 1. Juli 1906 ab:

- | | |
|--|--|
| <p>Dr. Ad. Neumann-Hofer, Die Volkswirtschaftslehre</p> <p>Dr. G. Siefert, Die nordische Götterlehre</p> <p>Dr. J. Marcuse, Der Bau des menschlichen Körpers</p> <p>Dr. Ad. Heilborn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes</p> <p>A. Wulff, Praktische Geflügelzucht</p> <p>Pfarrer Stober, Die Religion</p> <p>Dr. P. Posener, Das Familienrecht</p> <p>E. Ottent, Die Zähne und ihre Pflege</p> <p>Dr. D. Damm, Geschichte d. franz. Revolution</p> | <p>W. Engels, Telegraph. u. Telephonie</p> <p>Prof. R. Ströse, Unser Sonnensystem</p> <p>Dr. G. Zehden, Die Organe d. menschl. Körpers und ihre Verrichtungen</p> <p>Dr. Buchwald, Die graph. Künste</p> <p>Synd. Bape, d. Handw.-Organisation</p> <p>Dr. Fr. Knauer, Die Rasteeen</p> <p>Dr. E. Kohn, Urgeschichte d. Menschen</p> <p>Dr. R. Dellekamp, Die Entstehung der Erde</p> <p>L. Ratscher, Das Postwesen</p> <p>F. Friedrich, Die Liebhaberkünste</p> <p>Dr. E. Friedländer, Psychologie und Logik</p> |
|--|--|

Änderungen, sowie Reihenfolge des Erscheinens vorbehalten.

Jeder Band ist in jed. Buchhandlung einz. f. 30 Pf., geb. f. 50 Pf. käuflich.

Die Mitgließer der Vereinigung „Die Wissenschaft für Alle“ erhalten für den vierteljährlichen Beitrag von Mt. 1.80 außer den monatlich erscheinenden **Vereinsorgan** 6 Bände von Willgers Illust. Volksbüchern geliefert. Bei Bezug von gebundenen Bänden erhöht sich der Beitrag auf Mt. 3.— vierteljährlich.

Einnahme neuer Mitgließer geschieht durch jede Buchhandlung oder durch die Geschäftsstelle: Hermann Willger Verlag, Berlin W. 9, Schönigstraße 7.



*Salem
Aleikum
Cigaretten*

KEINE AUSSTATTUNG - NUR QUALITÄT

Backt
mit **Dr. Detker's**

Backpulver.

Lesen Sie „Welt und Haus“



Moderne Deutsche
Wochenschrift

mit

Bilderschmuck und Kunstbeilagen

Preis pro Heft 20 Pf.,
pro Quartal M. 2,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag, Leipzig, Weststrasse 9.

Alljährlich im Herbst erscheint

Kürschners Jahrbuch

Kalender, Merk- und Nachschlagebuch.

Beste Information
auf allen Gebieten.

Ca. 500 Seiten. M. 1,—,
eleg. gebunden M. 1,50.

Reserviert für

Kosmetisches Laboratorium

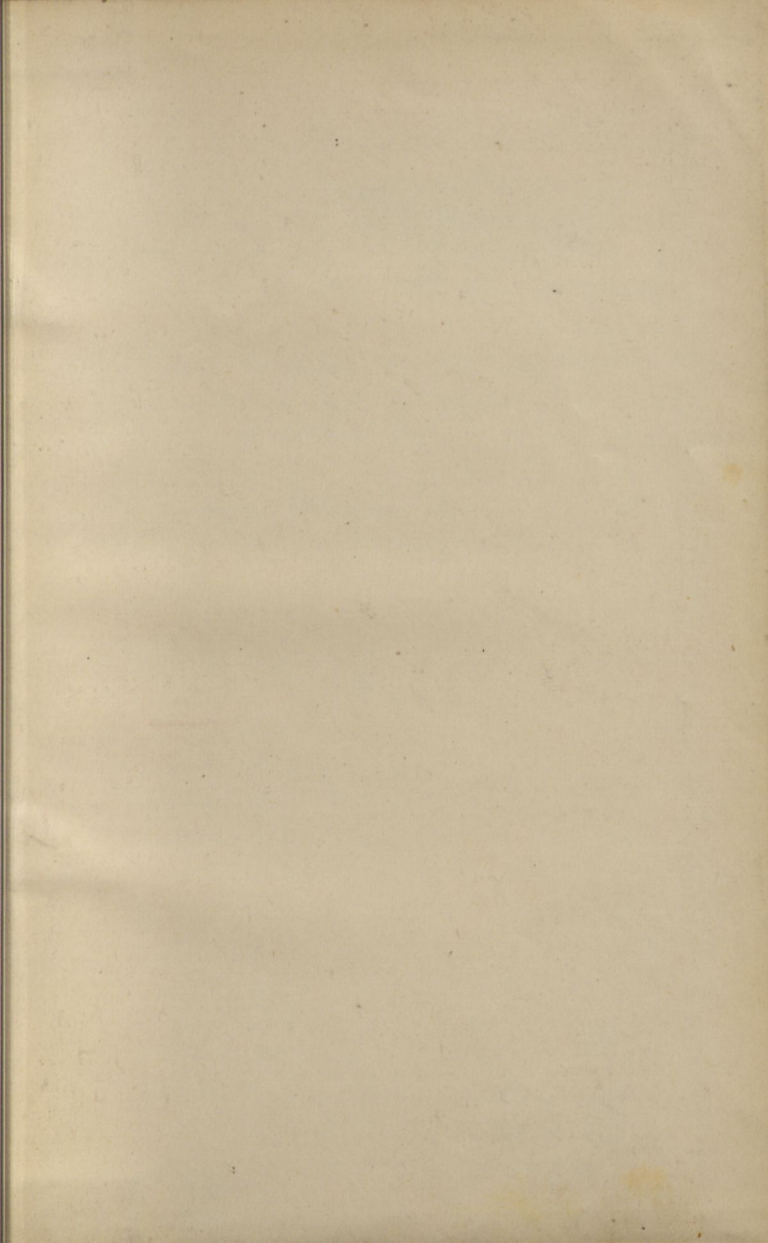
„Juno“, Stuttgart,
Ludwigstraße 110 A.

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine Schafwolle, unzerreißbar. 140 cm breit. 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter Stoffneuhheiten zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über 1000 Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster kostenlos und portofrei.

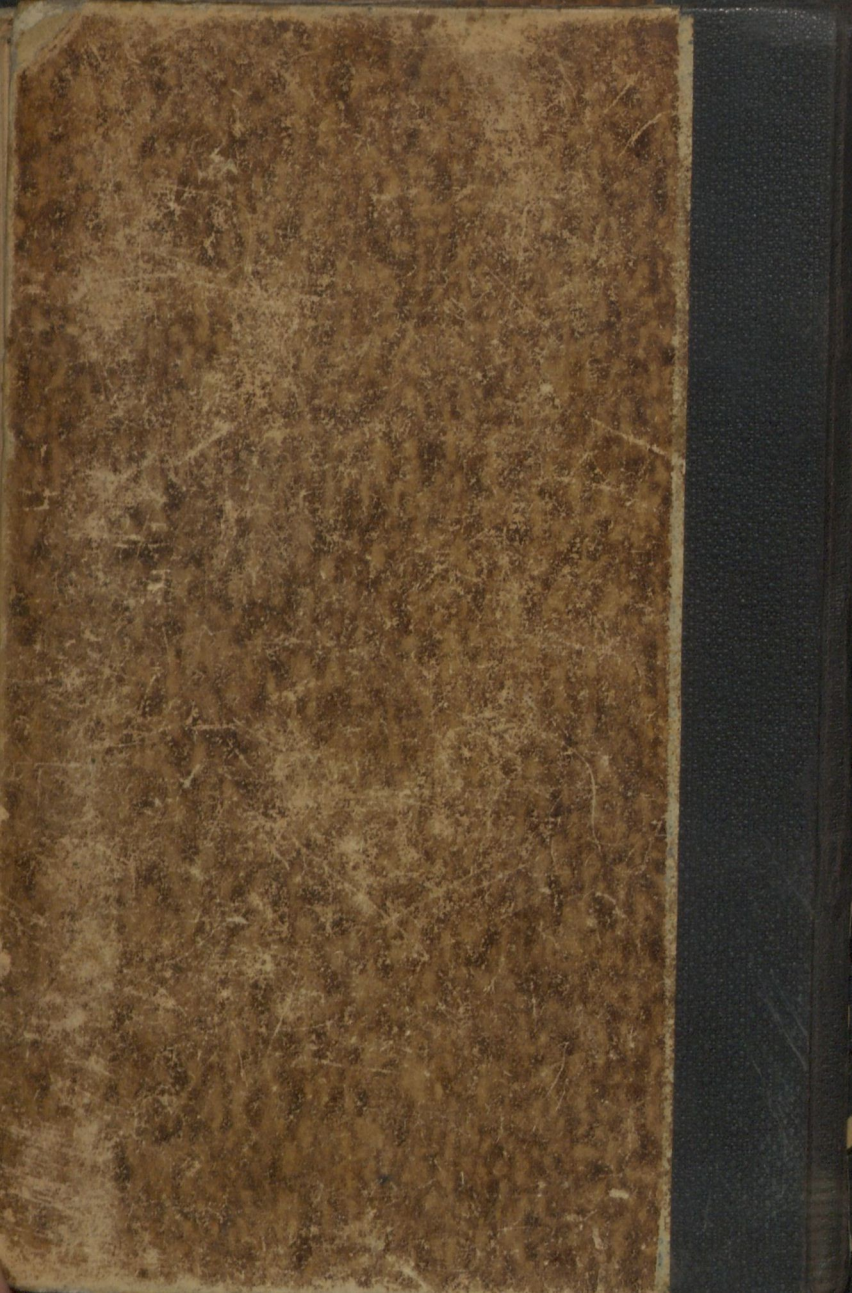
Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.



UB Wien



+AM567422806



www.books2ebooks.eu